Ueber die

Wiedervereinigung

der

christlichen Kirchen.

Sieben Vorträge,

gehalten zu München im Jahr 1872

von

J. von Döllinger.

Nördlingen.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1888.

Druck von C. H. Beck in Nördlingen.

Vorwort.

Diese Vorträge, zuerst nach stenographischen Aufzeichnungen in der Allgemeinen Zeitung gedruckt, wurden nach meiner Handschrift in's Englische übertragen von dem jüngst verstorbenen Theologen Nutcombe Oxenham, und erschienen in London Ende des Jahres 1872 unter dem Titel: Lectures on the Reunion of the Churches (Rivingtons). Seitdem ist mir der Wunsch zum öftern geäußert worden, daß sie auch im deutschen Original allgemein zugänglich gemacht werden möchten. Indem dieß hiemit geschieht, habe ich nur an den geneigten Leser die Bitte zu richten, daß er sich die kirchliche Lage, wie sie im J. 1872 war, dabei gegenwärtig halten möge. Insbesondere möchte ich zu bedenken geben, daß es damals mir noch zulässig scheinen konnte, das Verhältniß der anatolischen Kirchen zur Römischen Kirche unter den

Gesichtspunkt einer sehr weit reichenden inneren Verwandtschaft und Uebereinstimmung zu stellen. Es war dieß seit den Zeiten der Florentiner Synode die auf lateinischer Seite vorherrschende Ansicht und Praxis. Nun ist aber im Verlauf von 16 Jahren die Bedeutung und Tragweite der Vaticanischen Decrete in ein helleres Licht getreten; es zeigt sich, daß die Differenzpunkte zwischen beiden Kirchen sich theils verschärfen, theils vermehren. Jene Hoffnungen einer Verständigung und Einigung, welche man früher hegen konnte, erweisen sich als Illusionen, und die beide Kirchen trennende Kluft erweitert und vertieft sich immer mehr. Lebhaft empfunden wurde dieß schon auf den Conferenzen, welche in den Jahren 1873 und 1874 zu Bonn gehalten wurden. Unter deutscher Vermittlung trat dort eine beträchtliche Anzahl von geistlichen und weltlichen Mitgliedern der Englisch-bischöflichen Kirche in Berathung mit Vertretern der orientalischen Kirchen, welche aus Rußland, aus dem Patriarchat Constantinopel, dem Königreich Griechenland und den Balkanländern sich eingefunden hatten. Es galt zu prüfen, in wie weit eine friedliche und freundliche Annäherung und wechselseitige Anerkennung erreichbar sei, und welche Verschiedenheiten in Lehre und Praxis durch Erklärungen oder Zugeständnisse ausgeglichen werden könnten. Die

Verhandlungen sind, sowohl in englischer als in deutscher Sprache, gedruckt; vielleicht werden sie, wenn einmal in Europa eine politisch minder ungünstige Konstellation eintreten sollte, als ein Mittel der Orientierung und als Grundlage dienen, auf welcher man weiter bauen könnte.

München, den 8. Juni 1888.

J. v. Döllinger.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I. und II. Vortrag:	Ueberblick über die religiöse Weltlage	1
III. Vortrag:	Schwierigkeit und Möglichkeit einer Wiedervereinigung der getrennten Kirchen. — Die Trennung der lateinischen und der griechischen Kirche	28
IV. Vortrag:	Die deutsche Reformation	52
V. Vortrag:	Wiedervereinigungsversuche auf dem Continent im 17. Jahrhundert	73
VI. Vortrag:	Die Reformation in England; Trennung von Rom und Wiederannäherung	90
VII. Vortrag:	Hindernisse einer Wiedervereinigung der christlichen Kirchen in der Gegenwart; Hoffnungen für die Zukunft	116

I. und II. Vortrag.

Ueberblick über die religiöse Weltlage.

Der christliche Theil des Menschengeschlechts mag gegenwärtig ungefähr 350 Millionen Seelen betragen und etwa 30 Procent der ganzen Bevölkerung der Erde bilden. Die Christen zerfallen aber in viele, größere oder kleinere Genossenschaften oder Kirchen, die sich gegenseitig ausschließen, das heißt keine Gemeinschaft des Gottesdienstes, der Sacramente und des Gebetes zulassen, und einander erheblicher und daher seelengefährlicher Irrthümer oder Abweichungen von der Lehre Christi beschuldigen.

Trennungen, abgesonderte Kirchenbildungen sind auch schon im ersten Jahrtausend nach Christus häufig vorgekommen. Sie waren aber meistens von kürzerer Dauer: nach einiger Zeit wurden sie von der großen katholischen Kirche wieder aufgesogen, was namentlich bei den aus den arianischen Streitigkeiten hervorgegangenen Kirchen und bei jenen, welche mehr um ethischer Differenzen, um der Kirchenzucht willen sich getrennt hatten — Novatianer, Donatisten, Montanisten — und überhaupt im westlichen Theil der Kirche der Fall war. Anders verhält es sich mit den Absonderungen und neuen Kirchen, welche sich im zweiten Jahr=

tausend gebildet haben. Diese bestehen noch heute fort — die großen Hauptparteien oder Kirchen nämlich — mit im Ganzen ungeschwächter Lebens- und Expansionskraft. Ueberschauen wir sie in Kürze.

Von der römisch- oder abendländisch-katholischen Kirche, welche jetzt etwa 180 Millionen begreift, hat sich getrennt die griechisch-katholische oder anatolische Kirche, deren Bekenner, etwa 75 Millionen, theils dem russischen, theils dem türkischen Reiche und dem Königreich Griechenland angehören. Die Trennung hat nach der Mitte des elften Jahrhunderts begonnen, aber erst im dreizehnten, in Folge der Eroberung von Konstantinopel und der gewaltthätigen Unterjochung der Griechen durch die von den Päpsten ermuthigten Abendländer, hat sie sich vollendet. Dieser Kirche, welche sich die orthodoxe nennt, nahe verwandt sind die Nestorianer — Trümmer einer früher im inneren Asien weit verbreiteten Kirche, welche sich seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, in Folge der theologischen Streitigkeiten über die Person Christi, von der übrigen christlichen Welt abgesondert hatte. Dann die Monophysiten, welche um dieselbe Zeit und aus der gleichen Veranlassung als Bekenner der entgegengesetzten Auffassung sich getrennt haben, und — weit zahlreicher als die Nestorianer — drei Nationalkirchen, die der Armenier, der Kopten in Aegypten und der Abessinier, umfassen.

Hatte sich nun die Kirche schon seit dem 12. Jahrhundert in zwei, wenn auch der Zahl nach ungleiche Hälften gespalten, so daß die östliche Kirche und die westliche fortan ihre eignen Wege gingen, und sich wechselseitig des Abfalls und der Irrlehre bezichtigten, so kam im 16. Jahrh. die

große, viel tiefer gehende Spaltung in der abendländischen oder lateinischen Kirche hinzu. Aus der reformatorischen Bewegung, welche seit 1517 die ganze Völkerwelt des Occidents ergriff, gingen allmälig neue Kirchenbildungen hervor, die man zusammen als die protestantischen bezeichnet. Drei größere kirchliche Systeme haben sich daraus entwickelt: das lutherische, Deutschland, die skandinavischen Länder und die russischen Ostseeprovinzen umfassend, über 30 Millionen stark; das reformirte in der Schweiz, den Niederlanden, Schottland, einigen Gegenden von Deutschland und Ungarn, etwa 12 Millionen begreifend; von diesen beiden sich unterscheidend die englische Episkopalkirche, bis jetzt noch die Staatskirche von England, welche in ihrer Verfassung und ihrer Gottesdienstordnung den beiden alten Kirchen, der anatolisch-griechischen und der lateinisch-katholischen, ähnlicher geblieben ist und auch durch die Kürze und geringere Bestimmtheit ihrer Bekenntnißschrift, der 39 Artikel, sich theils weniger von den katholischen Dogmen entfernt, theils auch wieder verschiedenartigen Lehren und Deutungen einen weiteren Spielraum gewährt.

Außer diesen großen und nationalen Kirchen sind indeß zur Zeit der Reformation und noch nachher viele kleinere Secten entstanden, von welchen manche bereits untergegangen sind, andere aber nicht nur fortbestehen, am zahlreichsten in England und Nordamerika, sondern noch immer durch neue vermehrt werden. Man zählt gegenwärtig gegen hundert solcher kleineren religiösen Genossenschaften mit etwa 18 Millionen Anhängern. Viele derselben sind auf die Gegend, in welcher sie zuerst sich gebildet, beschränkt geblieben und darüber hinaus kaum dem Namen nach bekannt

geworden. Andere, vorzüglich die Baptisten, welche die Kindertaufe verwerfen, zählen Millionen Gemeindeglieder. Auch sind es nicht immer Differenzen in den Glaubenslehren, welche einer solchen Secte zu Grunde liegen, sondern mitunter Eigenthümlichkeiten in den gesellschaftlichen Einrichtungen, in der Form des Gottesdienstes, in der pädagogischen Behandlung und religiösen Ausbildung der Einzelnen durch die Gemeinde, wie sich dieß z. B. an der Herrenhuther Brüdergemeinde und an den englischen und amerikanischen Methodisten zeigt. Vorzugsweise ist es der angelsächsische Volksstamm, in seinen beiden Zweigen, dem englischen und dem amerikanischen, in welchem Kraft und Neigung zur Sectenbildung am stärksten entwickelt ist, während das deutsche Volk — der schwäbische Stamm etwa ausgenommen — niemals eine derartige Neigung gezeigt hat. Der Gedankenkreis, innerhalb dessen die meisten dieser Secten sich bewegen, ist ein sehr enger, die Unterschiede reduciren sich häufig auf höchst untergeordnete Fragen; nicht selten ist bei den Gründern neuer Secten der Ehrgeiz, die Begierde eine Rolle zu spielen, selbst eine financielle Speculation das Hauptmotiv; aber daß ihnen dieß so leicht gelingt, beweist, wie empfänglich die Bevölkerung für Bildung derartiger Associationen ist.

Mitunter zeichnen sich kleinere Religionsgenossenschaften durch strenge Sittenzucht und höhere Moralität vortheilhaft aus, da der Einzelne hier mehr durch den Körper, dessen Glied er ist, gehalten und getragen, mehr überwacht und auch weit abhängiger von der guten Meinung der Uebrigen ist; an den Baptisten-Ansiedlungen z. B. ist der moralische Ernst und die Enthaltung wenigstens von den ge-

wöhnlichen Lastern als Regel anzuerkennen, und ihr Beispiel kommt auch den Angehörigen anderer Kirchen zu statten.

Manche dieser kleineren Genossenschaften können viele Jahrhunderte forterxistiren, ohne Schaden wie ohne Gewinn für die übrige Menschheit. Sie führen ein Stillleben, fernab vom lauten Markt des Völkerlebens. Zuweilen von Anhängern schroff abweichender Religionen rings umgeben und wie zusammengedrückt, oder auch noch durch Stammesverwandtschaft verknüpft, behaupten sie sich unter steten Gefahren und Mißhandlungen in unverwüstlicher Zähigkeit. So bestehen die Nestorianer oder Thomaschristen in Ostindien nun schon 1300 Jahre, die Kopten in Aegypten noch etwas länger.

Wir finden also zwei Haupt-Familien von christlichen Kirchen: erstens alte Kirchen, deren Continuität nie unterbrochen worden ist, und die somit in regelmäßiger Succession, wenngleich in ihrem Innern große Veränderungen vorgegangen sind, bis an die Anfänge des Christenthums hinaufreichen; solche sind die römisch-katholische und die anatolische Kirche mit ihrer Tochter, der russischen Kirche, die armenische, die koptische, die nestorianische. Die andere Familie bilden die aus jener gewaltigen Religionsbewegung, welche man die Reformation nennt, unmittelbar oder mittelbar hervorgegangenen Kirchen, und die wieder aus diesen ausgeschiedenen Gesellschaften und dissentirenden Secten.

Die große Zahl dieser Trennungen, die Menge von Sonderkirchen hat nun ihre guten und ihre schlimmen Seiten; wir werden aber bei näherem Zuschauen nicht zweifelhaft darüber sein, ob jene oder diese überwiegen. Man kann sagen: jede Secte oder Kirchenbildung sei ein Experiment,

ein Versuch, der mit gewissen Lehren oder Gebräuchen und Einrichtungen, wie sie der Secte eigenthümlich sind, gemacht werde; da gilt Gamaliel's Grundsatz,*) und die Kirchengeschichte ist allerdings auch ein großartiger religiöser Experimental-Cursus: was sich im Laufe der Zeiten erhält oder selbst an Stärke gewinnt, hat damit das Siegel des rechtmäßigen Bestandes empfangen; was vergeht und im Strome der Zeit wieder verschwindet, war nicht werth zu existiren. Anderseits widerlegt aber gerade die Geschichte oder die Erfahrung diese Auffassung: der Islam, der doch im Grunde als christliche Häresie, als ein Bastard von christlichem Vater und jüdischer Mutter anzusehen ist, ja dem Christenthum immer noch näher steht als z. B. der stets zu den christlichen Secten gerechnete Manichäismus — der Islam besteht nun schon 1250 Jahre in wenigstens scheinbar unerschütterter Herrschaft über einen großen Theil des Menschengeschlechts (120 Millionen), ja er macht in Afrika, Australien, Hinterindien mit jedem Jahre noch neue Fortschritte — Fortschritte, die bedeutender sind als die des Christenthums in jenen Ländern. Er hat dem Christenthum den stärksten Abbruch gethan, große Länderstrecken ihm entfremdet, seinerseits aber durch unsere Religion auf dem Wege der Bekehrung noch keine namhafte Einbuße erlitten. Und doch, wie klar wird es uns, daß die Geschichte über diese Religion ihr Schuldurtheil bereits gefällt und ihr das Brandmal der Verwerfung aufgedrückt hat, wenn wir den Zustand der ehedem so blühenden, jetzt so verfallenen Länder betrachten, in denen der Islam herrscht: Kleinasien, Syrien, Per-

*) Apostelgeschichte 5, 38 f.

sien, Cypern, Aegypten u. s. f., und wenn jede eingehendere Beobachtung zeigt, daß es doch gerade der Einfluß der falschen Religion ist, welcher diesen trostlosen Zuständen, diesem langsamen Hinsiechen und Absterben zu Grunde liegt. Gleichwohl ist damit vereinbar, daß die nämliche Religion bei Völkern, die auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe stehen, zur Wohlthat wird, wie man dieß an den erst in neuester Zeit zum Muhammedanismus bekehrten Negerstämmen im südlichen Afrika beobachtet hat.

Es ist nicht zu verkennen: der Anblick der christlichen Welt, mit ihren scharf geschiedenen, feindlichen, in stetem Hader und gegenseitigen Anklagen sich abmühenden Kirchen und Secten hat etwas Abstoßendes, und wir würden, wären wir nicht von Jugend auf daran gewöhnt, die Deformität, den Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit, noch viel stärker empfinden. Auf allen anderen edleren Lebensgebieten, in Wissenschaft und Kunst, macht sich die Kraft der Anziehung, der Einigung der Geister geltend und lösen sich Mißklänge des Haders früher oder später in Harmonie auf. Nur bei der Religion ist es anders: das, was seinem innersten Wesen nach das mächtigste, weil von Liebe getragene und erfüllte Bindemittel sein sollte, gerade es hat zu so vielen Spaltungen geführt; was Friede stiften sollte, hat Streit und blutige Kriege entzündet; was den Menschen Gewißheit und Zuversicht zu geben bestimmt war, hat Zweifel erweckt und Mißtrauen in die Geister gepflanzt.

Die Trennung der zwei großen alten Kirchen, der morgenländischen und der abendländischen, ist oder war doch, bei der wesentlichen Gleichheit der Lehre, eigentlich gegenstandslos; — jetzt freilich, seit dem 18. Juli 1870, ist

dieß anders geworden. Und hier sei mir gestattet, darauf aufmerksam zu machen, wie verhängnißvoll die Folgen dieser Kirchenspaltung in naher Zukunft sich gestalten können.

Unstreitig ist, seit der deutsch-französische Krieg zu Ende geführt, die sogenannte orientalische Frage weitaus die wichtigste Frage der jetzigen Weltlage: bleibt man innerhalb der rein politischen Motive und Mittel stehen, so wird man sie geradezu als unlösbar bezeichnen. Und doch hängt an dieser Frage die Zukunft Oesterreichs, hängt an ihr auch zum nicht geringen Theil die Weltstellung, welche das Deutsche Reich einzunehmen berufen ist. Die Zeit könnte allerdings, jedoch nur in weiter Ferne, eine Lösung herbeiführen, dadurch daß das jetzt über die Millionen Christen tyrannisch herrschende türkische Volk sozusagen auf den Aussterbe-Etat gesetzt ist, daß es sich mit jedem Jahre beträchtlich vermindert, während die Christen dort sich stets vermehren. Aber die Unerträglichkeit der Lage, die Ungeduld der Menschen wird der Zeit nicht Zeit lassen; die große Krisis rückt immer näher. Die Griechen, das heißt die große Mehrheit der Bevölkerung des türkischen Reiches, und die Russen sind Glaubensgenossen, Glieder einer Kirche; wird Rußland noch lange einem Zustande unthätig zusehen wollen, zusehen können, wie ihn uns alle von dorther einlaufenden Berichte schildern, einem Zustande, gegen den alle diplomatischen Interventionen der Westmächte nichts vermögen, weil er in der Natur der Dinge liegt, weil für ein muhammedanisches Gewissen nichts maßgebend ist als der Koran, der nur Haß und Verachtung der Christen athmet!

So sind denn bisher alle Versuche und Bemühungen Englands, Frankreichs, Oesterreichs dort vergeblich gewesen

und haben nichts als eine die Katastrophe hinausschiebende Frist erlangt. Rußland allein besitzt die Schlüssel zur Schicksalspforte des türkischen Reiches. Und wer will Rußland widersprechen, wenn es behauptet: die verzweifelte Lage der Christen in jenem Reiche zu bessern, sei eine nöthigenfalls auch mit Waffengewalt auszuführende Pflicht? Haben nicht alle europäischen Mächte zu Zeiten nach diesem Grundsatze gehandelt? Nehmen wir aber an, eine kirchliche Einigung des Occidents mit dem Orient wäre erreicht, wie würde mit einem Schlage die ganze Lage verändert und ein gemeinschaftliches Zusammenwirken der christlichen Hauptmächte ermöglicht, wodurch die Gefahr für die beiden Reiche, das österreichische und das deutsche, abgewendet, eine die Ordnung des europäischen Gleichgewichts rettende Lösung erreicht werden könnte. Mehr noch: so geringfügig an sich der Unterschied zwischen der russisch-griechischen Kirche und der abendländisch-katholischen ist, das russische Volk hat doch das seit langer Zeit von oben sorgfältig gepflegte Bewußtsein, daß seine Kirche die allein wahre und rechtmäßig bestehende sei, alle fremden Nationen als ketzerisch oder ungläubig anzusehen seien; daß daher jeder auswärtige Krieg ein Kampf der Gläubigen gegen Ungläubige, ein Religionskrieg sein müsse. Man erinnert sich noch der Mittel, die Kaiser Nikolaus anwandte, um dieses nationale Vorurtheil zu nähren und aufzustacheln. Bekannt ist sein Aufruf vom 26. März 1848: „Erkennet es ihr Heiden und beuget euch, denn Gott ist mit uns." Sodann seine Rede an die russischen und polnischen Bischöfe am 26. Mai 1849: „Der wahre Glaube existirt nur noch in Rußland, im Occident ist er ganz und gar verschwunden." Auch Kaiser Alexan-

der II. redete sofort nach seiner Thronbesteigung die Armee an als „die treuen Soldaten, die Vertheidiger der Kirche, des Thrones und des Vaterlandes". Der russische Krieger wird also von der Vorstellung geleitet, sein Beruf sei vor allem, die Kirche mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Man sieht, welch ein mächtiger Hebel darin liegt, welche Begeisterung im Kriege damit entzündet werden kann, — wie groß aber auch die Gefahr für Deutschland wäre, wenn es einmal einer antideutschen oder der panslavistischen Partei gelänge, das kolossale Reich in einen Krieg mit uns zu verwickeln und dieser Krieg von russischer Seite sofort als Religionskrieg geführt würde.

Was nun die aus der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangenen Kirchen betrifft, sind sie allerdings durch tiefgehende Lehrgegensätze allmälig, wiewohl großentheils widerwillig, zur Trennung getrieben oder gewaltsam in dieselbe hineingestoßen worden; nach einmal vollbrachter Aufhebung der kirchlichen Gemeinschaft haben sich dann die ersten Unterschiede der Doctrin erweitert und zu Systemen ausgebildet, mit deren starrem, unbeugsamem Buchstaben keine Verständigung mehr möglich war. Betrachtet man die Dinge geschichtlich, so erkennt man wohl, daß die Reformation unvermeidlich kommen mußte, daß, da ihr innerhalb der Kirche kein Raum gegeben wurde, der Bruch der Einheit nicht ausbleiben konnte; wir können uns auch der Einsicht nicht verschließen, daß diese Reformation viele wohlthätige Wirkungen hervorgebracht, daß sie selbst der alten, ihr so feindlich entgegenstehenden Kirche vielen Nutzen gebracht hat; wir sehen, daß durch sie eine reiche Geisteswelt erst erschlossen, ein Aufschwung auf allen Gebieten

menschlicher Geistesthätigkeit herbeigeführt worden ist. Die Reformation ist überhaupt die mächtigste und nachhaltigste Triebkraft in der neueren Geschichte gewesen. Aber die 350 Jahre, welche seit ihrem Eingreifen in die Weltgeschichte verflossen sind, scheinen ausgereicht zu haben, um alles zur Geburt und Reife zu bringen, was sie an geistigen Gütern in ihrem Schooße trug; und zugleich haben diese vierthalb Jahrhunderte den Beweis geliefert, daß diese kirchlichen Schöpfungen Mängel und Gebrechen an sich tragen, welche sie aus eignen Kräften nicht zu überwinden im Stande sind, daß sie nicht alle religiösen Bedürfnisse der Menschen wahrhaft und bleibend zu befriedigen vermögen. Eine krankhafte Sucht der Absonderung, Unzufriedenheit der Einzelnen, Unfähigkeit feste, auf eignen Füßen stehende Kirchenbildungen zu schaffen, machen sich seit langem fühlbar; auch kann man sich nicht verbergen, daß in der ersten Hitze des Kampfes und in der leidenschaftlichen Erregung des reformatorischen Sturmes manche altkirchliche Lehre oder Sitte vorschnell weggeworfen und eine schwer auszufüllende Lücke gelassen worden ist. Die Zeit wird kommen — und nach der Ansicht und Sehnsucht Vieler ist sie bereits gekommen — in welcher die Petrinischen und Paulinischen Kirchen sich zur Johanneischen fortbilden werden, oder, wie man im Mittelalter sagte, in welcher auf die kirchlichen Perioden des Vaters und des Sohnes das Zeitalter des heiligen Geistes folgen wird. Und dieß würde dadurch geschehen, daß die bestehenden Kirchen von einander lernen und annehmen, daß sie ihre eigenartigen Vorzüge und Besitzthümer einander mittheilen und so in die edelste Gütergemeinschaft treten, vor allem aber dadurch, daß sie die beiderseits ererbten, diesseits

wie jenseits bekannten Lehren und Symbole höher stellen als das, was jetzt noch trennt.

Sollte dieß möglich sein? werden Viele fragen. Ich antworte: es muß möglich sein, denn es ist Pflicht. Wohl war im 16. Jahrhundert eine große Reinigung und Erneuerung der Kirche ein unabweisbares Bedürfniß; die Zustände waren damals wirklich unhaltbar und unerträglich geworden. Aber der Läuterungsproceß hätte auch ohne die daraus erwachsenen Spaltungen durchgeführt werden können; statt dessen haben sich nicht bloß die Katholiken von den Protestanten, sondern auch unter diesen die Lutheraner von den Reformirten getrennt, und die Anglikaner und andere wieder von beiden.

Hier müssen wir denn eine schwere Schuld der Menschen erkennen. Ihre Leidenschaften und sündlichen Verirrungen haben die religiöse Zersplitterung verursacht; darüber läßt uns die Geschichte nicht in Zweifel und darüber sind im Grunde auch alle Schulen und Parteien einverstanden, nur daß jede derselben immer die ganze Schuld oder doch den schwersten Theil derselben der Gegenseite aufbürdet, daß jede Kirche behauptet, die anderen seien eigentlich verpflichtet, sich mit ihr zu vereinigen und so das Vergehen der Vorfahren zu sühnen.

Daß Christus, der Stifter der Kirche, ihre Einheit gewollt, geboten habe, ist klar. In seinem hohepriesterlichen Gebete (Joh. 17, 21) heißt es: „Auf daß alle Eins seien, daß, wie du, Vater, in mir und ich in dir, auch sie in uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast.“ Ja diese Einheit soll, wie Christus weiter begehrt, bis zur Vollkommenheit sich steigern, also die innigste und reinste werden, die unter Menschen denkbar ist.

Hier ist nun vor allem bedenkenswerth, daß diese Einheit der Christusgläubigen selbst wieder als Mittel zu einem zu erstrebenden Ziele dienen, daß sie für die Welt im Großen, für alle Völker ein Zeugniß sein soll von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu. Das ist sie denn auch gewesen in den ersten Zeiten: „Seht, wie diese Christen einander lieben", pflegten die Heiden damals zu sagen. Nach dem Willen des Herrn sollten für alle Zeiten die Menschen sagen können: eine Religion, welche ihre Bekenner so einigt und eine große Genossenschaft ohne allen Zwang, bloß durch den sie belebenden Geist, so fest zusammenhält, trägt darin das Siegel ihrer Wahrheit und Göttlichkeit. Damit aber hat Christus freilich auch schon zu verstehen gegeben, daß kirchliche Trennungen, die Vervielfältigung von Sonderkirchen, den entgegengesetzten Eindruck auf die nichtchristlichen Völker und noch mehr auf viele Christen selbst hervorbringen, daß ihnen damit ein großes Aergerniß, ein Anlaß zu starken Zweifeln an der Wahrheit der christlichen Lehre werde gegeben werden. Man dürfte auch nur, um sich diese Wirkung zu vergegenwärtigen, einen unter uns lebenden gebildeten Juden fragen, welche Gedanken der Streit und Widerspruch der Kirchen in ihm erwecke.*)

Gleichwohl darf sich keine Kirche dem Gebot und Auf-

*) Hier endete wegen der vorgerückten Stunde seiner Zeit (31. Januar 1872) der erste Vortrag und nahm der nächste (am 7. Februar) mit einigen einleitenden Worten den Faden wieder auf. Oxenham hat in seiner englischen Uebersetzung die Vorträge I und II an einer etwas besser geeigneten Stelle zu scheiden gesucht; thatsächlich bilden sie aber ein zusammengehöriges Ganze, sind daher hier wieder unter gemeinsamem Titel vereinigt.

trag entziehen, die nichtchristlichen Völker zu lehren und zu taufen. Es ist Pflicht und Beruf für die christliche Welt, die Güter der Civilisation: Bildung, sittliche Veredlung, Hebung des Familienlebens wie der staatlichen Ordnung, auf dem einzig möglichen Wege, auf welchem auch wir selbst dieser Güter theilhaft geworden, auf dem der religiösen Belehrung und Kirchenbildung, den fremden Nationen erreichbar zu machen.

Noch jetzt beträgt die Zahl der nichtchristlichen Erdbewohner mehr als zwei Dritttheile der ganzen lebenden Menschheit: 800 Millionen Seelen entbehren noch christlicher Erkenntniß.

Und doch hat sich, man darf wohl sagen, fast des gesammten menschlichen Geschlechtes eine Unruhe und Beweglichkeit bemächtigt, wie sie in ähnlicher Weise selbst in den Zeiten der Völkerwanderung nicht da gewesen ist. Zugleich mit dem wunderbar erleichterten Verkehr ist eine mächtige Wanderlust, ein unwiderstehlicher Zug der Annäherung unter den Völkern erwacht; die entferntesten, dunkelsten und unbekanntesten Winkel der Erde schließen sich auf, alle früher mühsam aufgerichteten Scheidewände fallen vor dem unwiderstehlichen Andrange der Fremden oder werden von den Völkern selber niedergerissen; mit Staunen nehmen wir wahr, wie an mehreren Punkten der Erde sich Culturmenschen und Wilde, Christen und Heiden ineinander schieben, so daß in Amerika Chinesen mit Europäern zusammentreffen und sich mischen. Wir sehen, wie Völker, welche auf der Stufe eines zügellos sinnlichen oder in passivem Stumpfsinn hinbrütenden Naturdaseins stehen geblieben sind, plötzlich in die Wirbel einer auch über sie hereinbrechenden Weltströmung hineingerissen werden. Es ist, als ob es

fortan keinem Volke auf Erden mehr vergönnt sein solle, auf den alten Grundlagen seiner Existenz genügsam fortzuvegetiren. Auch die großen Cultur-Völker von Ostasien, die Hindus, die Chinesen, die Japanesen, sind gezwungen, auf die Wege europäischer Zustände und Forderungen einzugehn, die Künste und Bildungsmittel des christlichen Occidents sich anzueignen.

Doch dieses Gemälde, zu welchem ich hiermit nur einige Striche geliefert habe, weist, wie es auf der einen Seite zu glänzenden Hoffnungen berechtigt, andrerseits drei dunkle Stellen auf. Die erste ist die mehr und mehr dem Beobachter sich aufdrängende Thatsache, daß nicht nur viele von den jetzt die Erde bewohnenden Völkern keine geschichtliche Existenz zu führen befähigt, daß sie auch unrettbar dem Untergange geweiht sind, daß sie hinsiechen und — manche langsam, andere rasch — aussterben. Die Indianer in Nord- und Südamerika, die Negritos in Australien, die Bewohner der Südsee-Inseln, die Hottentotten in Südafrika und noch andere, sind im Vergehen begriffene Völker. Von den ehedem so zahlreichen nordamerikanischen Stämmen sind viele schon ausgestorben und man weiß nur noch ihre Namen. Bei manchem Naturvolk genügt schon die harmloseste Berührung mit Fremden, ja die bloße Gegenwart von Europäern oder deren Abkömmlingen, daß der Tod sofort reiche Ernte unter ihnen halte.

Die Erdkunde in ihrem jetzigen Stande hat uns eine zweite düstere Seite im Völkerleben der Gegenwart aufgedeckt. Selbst die Natur, der Boden seufzt unter der Last und dem Unsegen einer falschen Religion. Wo die Völker ausarten, da verwildert und verschlimmert sich auch die

Natur. Die Erde ist dem Menschen übergeben, daß er sie bebauen solle, aber irreligiöse oder falsch religiöse Völker zerstören statt zu bauen. Unter ihren Händen wird die Erde unfruchtbar, wird ihres Schmuckes entkleidet und verliert ihre Vegetation. Die Städte und Dörfer zerfallen, ja verschwinden allmälig; da, wo ehedem eine blühende Gegend sich befand und eine zahlreiche Bevölkerung emsiger Menschen nährte, ist jetzt nur noch eine Wüste. Heute kann man von keinem unter moslemischer Herrschaft stehenden Lande mehr sagen, daß es ein blühendes Land sei. In dem alten Chaldäa und dem ganzen Gebiete zwischen Tigris und Euphrat ist weit und breit umher alles wüst und öde; nur spärlicher Ackerbau, wenige Städte, und diese verfallen und verarmt, keine Dörfer, unstät umherwandernde Menschen, die nichts mehr von ihren Vorfahren wissen und mit jedem Jahre tiefer herabsinken zu der Stufe einer stumpfen oder zügellosen Naturexistenz. Alle die prächtigen, volkreichen Städte, die zahlreiche, gebildete und wohlhabende Bevölkerung, welche sich noch bis in's Mittelalter hinein dort erhalten — das alles ist nun verschwunden, und auf die Frage nach der Ursache läßt sich nur erwidern: dahin hat es eine falsche Religion gebracht! Und welchen Anblick gewährt jetzt Persien, das, zweimal so groß als Deutschland, nur noch gegen fünf Millionen Einwohner hat, wenige Städte und keine ohne ganze Viertel von Ruinen; unter einer elenden, despotischen Regierung ausgeplündert, erliegt es jetzt hülflos einer die Menschen schaarenweise wegraffenden Hungersnoth und harrt in seiner Ohnmacht nur des Zeitpunktes, wo es Rußland gefallen wird, seine Hand darauf zu legen.

Aber daneben drängt sich, drittens, die Beobachtung

auf, daß dieselbe Religion, welche im türkischen und persischen Reiche, in Nordafrika und Aegypten solche schlimme Wirkungen hervorbringt, und an deren allmäliges Erlöschen, durch den Untergang der unter ihrem Banne liegenden Völker, man glauben könnte, — sich wieder voll jugendlicher Kraft und elastischen Expansionstriebes zeigt: sie ist im indischen Archipelagus und im inneren Afrika, vom Niger an bis zur Südspitze, in gewaltigem Fortschritt begriffen, sie erobert ganze heidnische Reiche gleichsam im Fluge, und macht selbst unter den christlichen Abessiniern Fortschritte. Nun ist aber in keiner andern Religionsform der Haß gegen das Christenthum so tief gewurzelt als im Muhammedanismus; jedem Volke, welches sich ihm ergibt, wird auch sofort dieser Haß eingeimpft.

Hier habe ich einen Einwurf zu erwarten, den ich erst wegzuräumen versuchen muß. Ich will ihn mit den Worten eines auf dem Gebiete der Ethnologie heimischen, angesehenen Gelehrten vorführen: „Man täusche sich darüber nicht; jedes Volk hat seine Religion; die Katholicität ist und war unmöglich. Der Deutsche, der Italiener und der Grieche haben und hatten zu allen Zeiten verschiedene Religionen, weil sie verschiedene Völker sind. Man rede also weniger vom Christenthum als von christlichen Völkern und von jedem derselben besonders, denn der Volksgeist ist das eigentliche Organ, das die Botschaft hört und sie deutet und versteht, wie es kann."*)

Der Schreiber dieser Stelle gehört freilich einem Volke an, bei welchem Religion und Nationalität so vollständig

*) Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, von Lazarus und Steinthal. Bd. I. Berlin 1859.

zusammenfallen, daß sie einander decken und erhalten, eine ohne die andere nicht bestehen kann. Es ist ihm aber entgegenzuhalten, daß die ganze Geschichte der christlichen Zeit seine Behauptung widerlegt, und daß nicht nur das Christenthum, sondern auch der Muhammedanismus den Charakter einer Weltreligion hat, das heißt einer viele und verschiedenartige Völker umfassenden Religionsgemeinschaft. Türken, Araber, Perser sind einander so unähnlich, als nur immer drei, ungefähr auf derselben Bildungsstufe befindliche Nationen es sein können, und doch haben alle drei die gleiche Religion. Und sind etwa die Schotten und die schweizerischen Waadtländer nicht national völlig verschieden und dennoch kirchlich einander völlig gleich? Wahr ist nur so viel an der Behauptung, daß es, erstens, allerdings Völker gibt, deren geistig-sittlicher Zustand so kläglich und verkommen ist, daß sie für eine geistige Religion, wie die christliche, völlig unempfänglich sind. Ein Beispiel solcher Art bieten die Papuas in Neuholland, diese ärmsten und, wie es scheint, am tiefsten gesunkenen Wesen menschlicher Gestalt, an denen alle, jahrelang fortgesetzten Bemühungen der Missionäre sich völlig fruchtlos erwiesen haben. Wahr ist ferner, daß eine Religion, wenn sie einmal in einer Nation herrschend geworden, tief und theilweise umbildend in den Volkscharakter eindringt und dadurch allerdings Unterschiede hervorruft, bei deren Betrachtung man aber die Ursache mit der Wirkung verwechseln würde, wollte man sie aus der ursprünglichen Eigenartigkeit des Volkes ableiten, während sie vielmehr das Ergebniß eines religiösen Glaubens sind, der doch anfänglich diesem Volke von außen zugebracht wurde.

Dafür aber muß auch wieder zugegeben werden, daß

bei aller Gleichheit der Lehre und der kirchlichen Verfassung doch wieder, je nach der Beschaffenheit des Volkes, die religiöse Auffassung und die dadurch bedingte Gesittung sehr schroffe Gegensätze und Abweichungen hervorzubringen pflegt, — Gegensätze, welche die bloße Thatsache der Zugehörigkeit zu einer großen Kirche nicht abzuschwächen, nicht auszugleichen vermag. Ein deutscher Katholik z. B., plötzlich nach Calabrien versetzt und der Landessprache mächtig, würde doch nur schwer den Eindruck gewinnen, daß er und die ihn umgebenden Menschen wirklich Bekenner der gleichen Religion seien; so fremdartig wird ihm diese ganz materialistische und magische Verzerrung der Christus-Religion vorkommen. Und wie wäre es erst, wenn er mit den religiösen Vorstellungen und Uebungen getaufter Indianer in Südamerika in Berührung käme, welche Gewalt müßte er seinem Gefühle anthun, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß er diesen Menschen wirklich durch Glaubensgemeinschaft verknüpft sei, — während doch etwa ein deutsches Ehepaar, von welchem der eine Theil katholisch, der andere protestantisch ist, beide aber gläubig sind, eine gemeinschaftliche Hausandacht in Gebet und Bibel-Lesung, ohne irgend einen Mißklang, Jahre lang mit einander begehen kann.

So ist es also unverkennbar, daß den großen christlichen Weltmächten der Beruf zu Theil geworden ist und die Pflicht obliegt, den heidnischen Völkern, welche ihrer Herrschaft untergeben oder in die Sphäre ihrer Macht und ihres Einflusses gerückt sind, die Wohlthaten der Civilisation zuzuwenden. Denn auch jene andersgläubigen Nationen, welche wirklich Culturvölker sind, welche eigne Literatur und

Kunst und einen gewissen Bildungsgrad besitzen, wie die Hindus, die Chinesen und Japanesen, — sie sind doch nicht civilisirte Völker: es mangelt ihnen die echte Vermenschlichung, welche nur da möglich ist, wo eine nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und der Menschenliebe geregelte Sittigung sich vorfindet. Diese aber ruht auf der Religion, und deshalb gibt es nur eine Art der Civilisation, jene; welche ein Erzeugniß des christlichen Geistes ist. Nur jene Völker besitzen die echte Civilisation, welche durch die Schule der christlichen Kirche hindurchgegangen sind und fort und fort in dieser Schule lernen. Ihr Gegensatz ist die Barbarei, und es ist kein Widerspruch, vielmehr eine laut sich bezeugende Thatsache, daß Culturvölker, wie die vorhin genannten, doch zugleich barbarische Völker seien. Muß doch selbst im Schooße der christlichen Civilisation ein fortwährender Kampf geführt werden gegen die bald von oben, bald von unten drohenden Symptome des Zurücksinkens in barbarische Zustände. Die Größe einer solchen Gefahr ist uns erst jüngst in dem gräßlichen Trauerspiel der Pariser Commune und dessen, was damit in ganz Europa zusammenhängt, vor die Augen getreten. Und darum muß in Europa das, was man innere oder heimathliche Mission genannt hat, ebenso sorgfältig geübt und gepflegt werden, wie die äußere Mission unter den Heiden; ja jene ist noch wichtiger und unentbehrlicher als diese.

Doch ich muß genauer sagen, was ich unter Civilisation verstehe, und was ich demzufolge den großen christlichen Staaten und Völkern als eine Aufgabe hinstelle, welche sie zuerst an sich selber und dann an der ihnen zugewiesenen Heidenwelt zu lösen haben.

Unsere gesammte gesellschaftliche Ordnung, jede öffentliche und private Institution oder Lebenserweisung beruht oder soll beruhen auf folgenden Wahrheiten:

Vor Gott sind alle Menschen gleich, alle zur erreichbar höchsten sittlichen und geistigen Vollkommenheit und daher zur Seligkeit berufen; alle sollen sich brüderlich lieben; es darf keine Kasten und keine Sklaverei geben. Jeder Mensch ist eine freie Persönlichkeit, die nicht als Mittel, nicht als Sache, sondern als Selbstzweck angesehen und behandelt werden muß; daher freie Entwicklung und Aeußerung aller Kräfte und Fähigkeiten und gesetzliches Nebeneinanderbestehen derselben — also unter der Bedingung der durch die Rücksicht auf die allgemeine Freiheit gebotenen Selbstbeschränkung. Die Ehe ist ein religiös geheiligtes, auf der Grundlage der Monogamie und der moralischen Gleichberechtigung des Weibes ruhendes Institut. Das väterliche Recht über die Kinder wird beschränkt und überwacht durch die Gesellschaft; also Verbot des Kindermords und staatliche Nöthigung zur Benützung der dargebotenen Bildungs- und Erziehungsmittel. Arbeit und Keuschheit sind als sittlich-religiöse Pflichten anerkannt. Das Verhältniß zwischen der Staatsgewalt und den Untergebenen ist ein religiös geheiligtes; der Gehorsam gegen das Gesetz und die gesetzliche Obrigkeit, als gegen ein von Gott gewolltes Institut, ist daher Pflicht, gleichwie die Obrigkeit verpflichtet ist, ihr Amt innerhalb der gesetzlichen Schranken, ohne Willkür und Tyrannei, zu führen.

Das Gegentheil von diesen Ideen und Zuständen begegnet uns allerwärts in der nichtchristlichen Welt, sei sie buddhistisch, brahmanisch oder moslemisch. Vor allem ist

der Kindermord, besonders die Tödtung weiblicher Kinder weit verbreitet, wird sogar von den Müttern selbst geübt. Das Weib gilt als ein Wesen niederer Art — so zwar, daß es im ganzen Orient eine gewöhnliche Vorstellung ist, nur die Männer seien beseelt, die Frauen aber seelenlos —, wird daher unterdrückt, mißhandelt, von jedem Bildungsmittel ausgeschlossen, wird gekauft und verkauft wie eine Waare, ist der willkürlichen Verstoßung durch den Mann preisgegeben, oder wird als Sklavin und Lastthier behandelt. Dabei die überall, wo sie geduldet wird, verderblich wirkende Polygamie und die davon unzertrennliche Zerrüttung des Familienlebens! Ueberall ferner findet sich die Mißachtung des Menschenlebens, welches oft muthwillig und in grauenhaftem Maße vergeudet wird.

Es ist eine niederdrückende Thatsache, daß zwischen vier- und fünfhundert Millionen Menschen einer Religion, wie die buddhistische, angehören — einer Religion, welche mit dem Wahne der Seelenwanderung die Lehre vom Nirwana verbindet, das heißt dem Menschen als höchstes Ziel den Zustand der Willens- und Bewußtlosigkeit vorhält und ihm als wahre und höchste Tugend das Nichts-Wollen, Nichts-Thun, Nichts-Begehren und Nichts-Denken anpreist. Und wo der Buddhismus aufhört, da beginnt das Reich des Brahmanismus, in dessen Banden an 130 bis 140 Millionen Hindus festgehalten sind. Hier findet sich ein crasser Pantheismus mit einem wüsten, in unübersehbar zahlreichen Götzendiensten sich äußernden Cultus. Hier sehen wir den vollendetsten menschlichen Hochmuth und Dünkel — in den Brahmanen, gepaart mit der äußersten Menschenverachtung — in den niederen Kasten. Hier wird eine Kuh höher

geachtet als ein Sudra; hier kann der Paria straflos getödtet werden; nicht Menschenrechte gibt es, nur Kastenrechte.

Und nun werfen wir einen Blick auf die Völker, welchen durch ihre Weltstellung die Sorge für den hülfsbedürftigen Theil der Menschheit zugefallen ist.

Da ist zunächst England, das seit hundert Jahren sein Reich am Ganges gegründet hat, nun ganz Hindostan umfaßt, und im allgemeinen mit einer Weisheit, Gerechtigkeit und Schonung regiert, wie sie in der Geschichte nur höchst selten vorgekommen ist. Da ist Rußland, dessen weit ausgestreckte Riesenarme das ganze nördliche Asien, im Westen und Osten umspannen, Frankreich, welchem Nordafrika zu Theil geworden. Beiden, Rußland und Frankreich, ergeht es, wie es England in Ostindien ergangen: sie werden unwiderstehlich fortgetrieben von Eroberung zu Eroberung; Rußland besonders kann nicht stille stehen, es muß sich mehr und mehr zum Lenker der Geschicke Nord- und Mittelasiens machen. Ob es auch die geistigen Kräfte in seinem Schooße trägt, um seiner Sendung und Aufgabe, der größten, schwersten, die einem Volk oder Staat auferlegt werden kann, gerecht zu werden? — England hat seine Befähigung bereits bewiesen, Rußland ist erst an den Anfang des großen von ihm zu vollbringenden Werkes gestellt und muß den Beweis erst noch führen, daß es demselben gewachsen sei, daß es nicht bloß zu erobern, sondern auch zu regieren und zu civilisiren verstehe. Sollte da nicht vor allem die russische Kirche in den hohen, überwältigenden Anforderungen, welche mit jedem Tage mehr an sie gestellt werden, einen Antrieb erblicken, aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit herauszutreten und in der Vereinigung mit

anderen Kirchen neue, erfrischende Geisteskraft und Vervielfältigung ihrer Organe zu suchen?

England hat den Millionen seiner Hindus zwar spät — in größerem Maßstabe und liberalem Sinne eigentlich erst seit 1829 — alle Gaben seiner eignen höheren Bildung und staatlichen Ordnung gespendet, so weit nur das Volk sich empfänglich erweist. Jetzt bestehen dort Universitäten und Schulen aller Art in Menge; Wittwen-Verbrennung, Kinder-Aussetzen ist verboten, die Rechtspflege geordnet; die Abgeschlossenheit der Kasten wird nicht lange mehr sich halten können; zahlreiche Tagesblätter und Zeitschriften finden Leser in Menge. Aber das alles ist doch unzureichend, um das, was zumeist diesen Millionen Menschen Noth thut, — einen großen sittlichen Aufschwung und Reinigungsprozeß, zu bewirken. Dazu fehlt eben der belebende Hauch der Religion; die christlichen Missionen haben, im Vergleich zu ihren Anstrengungen und der Größe der Aufgabe, dort noch sehr wenig gewirkt, kaum die Oberfläche des großen heidnischen Sumpfes gekräuselt.

Und so steht es nicht bloß in Hindostan! Die nun dreihundertjährige Geschichte der katholischen, die fünfzigjährige Geschichte der protestantischen Missionen, sie sind reich an Zügen bewundernswürdiger Hingebung, ausdauernder Willens-Energie und heroischer Aufopferung; edles Märtyrerblut ist in Strömen geflossen und fließt noch jedes Jahr. Aber wenn wir den mit so vielen Opfern und einem so mächtigen Apparat erreichten Erfolgen nachgehen, so wird unsere Erwartung nicht befriedigt; es will uns bedünken, als ob häufig vorzügliche Kräfte, die in der Heimath gehörig benützt, reichliche Früchte am eigenen Volke

getragen hätten, in fernen Ländern, auf unergiebigem Boden, nutzlos verschwendet würden. Gar mancher Indianerstamm, dessen Bekehrung endlich vollendet schien, ist spurlos ausgestorben, sein Christenthum hat dem nicht zu steuern vermocht. Die einstmals blühenden Missionen der Jesuiten in Nordamerika und Paraguay sind längst untergegangen. Auch unter den buddhistischen Culturvölkern, in Cambodja, Siam, Birma, sind nach einer zum Theil über ein Jahrhundert fortdauernden Missionsarbeit doch nur einige Tausend Bekenner des Christenthums gewonnen worden — und zudem stehen die indischen Christen im Rufe, nur aus Interesse sich taufen zu lassen und leicht wieder abzufallen. Ueberhaupt gehört es zu den größten Seltenheiten, daß man irgendwo eine längere Succession einer Gemeinde von Heidenchristen mit einheimischen Priestern findet.

Was die protestantischen Missionen betrifft, so legen die Freunde des Missionswerks selbst das Geständniß ab, daß es nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der heidnischen Völkermasse sei, welcher bis jetzt, nicht etwa wirklich bekehrt, sondern nur zur vollen Bekehrung vorbereitet sei, und daß, wenn man das numerische Ergebniß zum Maßstabe des Werthes dieser Anstalten und Unternehmungen nehmen wollte, das Urtheil über das gesammte Missionswesen ungünstig ausfallen müsse.

Unsere Verwunderung vermindert sich, wenn wir, in die Berichte der Missionäre und der Reisenden blickend, wahrnehmen, wie die europäischen Christen ihre Spaltungen und ihren Sectengeist überall mit hintragen, wie z. B. in Ostindien an zwanzig verschiedene Kirchen und Confessionen an der Christianisirung der Hindus arbeiten, aber jede

zugleich bestrebt, der andern Abbruch zu thun, ihre Pflanzungen zu zerstören, ihre Proselyten zu sich herüberzuziehen. Und wie dort, so anderwärts, so daß überall den intelligenten Heiden das Christenthum in der abschreckenden Gestalt von Zerrissenheit und Unsicherheit entgegentritt. Auf Tahiti hat französische Gewalt vor Jahren eines protestantischen Missionsfeldes sich bemächtigt und es französisch-katholischen Sendboten überliefert. Man weiß, wie theuer diese That der Willkür, durch die daran geknüpfte, in Frankreich viel geschmähte und verhöhnte Geldentschädigung des englischen Missionärs Pritchard, der Regierung Ludwig Philipp's zu stehen gekommen ist. Auf Madagaskar brachten es die Sendboten beider Kirchen, der katholischen und der protestantischen, dahin, daß der König Radama zwischen ihnen unschlüssig schwankte; als er gestürzt und ermordet war, schoben sie sich wechselseitig die Schuld zu, und der Hader unter ihnen, das Streben, dem Gegner den Boden unter den Füßen wegzuziehen, dauert noch fort. Auf der Insel Fernando Po wurden im Jahre 1845 die protestantischen Missionäre durch die Spanier, welche Ansprüche auf die Insel zu haben behaupteten, vertrieben.

Das ist das Schauspiel, welches die Christen vor den Augen der Heidenwelt aufführen. Jedes in sich gespaltene Reich wird verwüstet werden, sagt Christus. Wir begreifen die Ohnmacht der Missionen.

Das ist noch nicht alles. Gerade die Stätte, welche allen Christen die verehrungswürdigste und heiligste ist, die Geburtsstätte unseres Glaubens, die Stätte, wo Christus gelehrt, gewandelt, gelitten hat, sie ist jetzt der Sammelplatz der hadernden Kirchen. Griechen, Russen, Lateiner, Arme-

nier, Kopten, Jakobiten, Protestanten verschiedenen Bekenntnisses, alle haben dort gleichsam ihre festen Burgen und Verschanzungen und sinnen auf weitere Eroberung, auf Verdrängung der andern. Zur Schmach des christlichen Namens müssen in den heiligen Stätten türkische Soldaten die christlichen Parteien, die sonst sich zerfleischen würden, auseinanderhalten; der Schlüssel des Heiligthums ist in den Händen des Pascha. Ja im Jahre 1854 ist der Streit um den Besitz der Grabeskapelle zwischen Lateinern und Griechen die nächste Veranlassung zum großen Krimkriege geworden.

Fürwahr jeder, dem der Name eines Christen noch Werth hat, sollte täglich Gott anrufen, daß doch einmal wieder eine Ausgießung des Geistes der Einigkeit erfolgen, ein neues Pfingstfest der Erleuchtung, des Friedens und der Bruderliebe gefeiert werden möge!

III. Vortrag.

Schwierigkeit und Möglichkeit einer Wiedervereinigung der getrennten Kirchen. — Die Trennung der lateinischen und der griechischen Kirche.

Wenn die Rede ist von Hoffnungen, welche bezüglich einer Vereinigung getrennter Kirchen gehegt werden können, so ist es wohl selbstverständlich, daß das Mögliche und Denkbare hiebei vorerst nur in der Anbahnung eines besseren Verständnisses, einer fortgesetzten gemeinschaftlichen Berathung und in der Aufsuchung befriedigender Erklärungen der vorhandenen Bekenntnißformeln besteht. Erst gilt es Unterscheidung von Dogma und Meinung, von angestammter, altüberlieferter Lehre und künstlichen Producten der Theologie; es gilt Scheidung von Brauch und Mißbrauch, Entfernung gegründeter Aergernisse, Wiederherstellung des Ausgearteten in seiner besseren, ursprünglichen Gestalt. Zwei Kirchen können sich nicht einander plötzlich in die Arme fallen, wie zwei nach langer Trennung sich wiedersehende Freunde. Und wie unendlich groß die Schwierigkeit einer einzigen dogmatischen Differenz sein kann, wie die mannigfaltigsten und redlichsten Bemühungen an ihr scheitern kön-

nen, das zeigt die Trennung der lutherischen und der reformirten Kirche, die, ungeachtet einer großen Vereinigung, doch noch lange nicht völlig gehoben ist. Es gehört eben ein mächtiger, überwältigender Geist und Zug der Union dazu, der oft in Jahrhunderten nicht gefunden wird, und ein gemeinschaftliches, nicht von subjectiver Willkür abhängiges, maßgebendes Princip.

Ueberhaupt ist zu sagen, daß kirchliche Vereinigungen nur da möglich sind, wo ein höheres Maß geistiger Bildung und religiöser Einsicht, verbunden mit religiöser Wärme, sich vorfindet. Auf einer tieferen Stufe der Bildung werden Verschiedenheiten in Ritus und Ceremoniell wie Fragen behandelt, von denen Leben oder Tod der Seele abhängt; statt der ruhigen und friedlichen Erörterung greift man zur rohen Gewalt. Im Muhammedanismus sind fast alle Abweichungen und Trennungen mit dem Schwerte ausgefochten worden, die Herstellung der Einheit bestand in der Besiegung und blutigen Vertilgung einer Secte; Jahrhunderte lang, bis in die jüngste Zeit herab, haben die Religionskriege sich immer erneuert. Unter den Christen sind Religionskriege besonders dann geführt worden, wenn große moralische Corruption den Religionseifer zum Fanatismus steigerte, wie das in den Albigenser-Kriegen in Südfrankreich und später wieder dort in den Kriegen zwischen Protestanten und Katholiken der Fall war.

Halten wir nun Umschau unter den Nationen, um anzufragen, wo etwa Neigung, an dem Friedenswerke sich zu betheiligen, vorhanden sein möchte, so müssen wir einmal die romanischen Völker zur Seite lassen: Spanier, Italiener, selbst Franzosen sind theils religiös zu indifferent,

theils völlig von politischen Fragen und Interessen in Anspruch genommen, empfinden auch nicht den Stachel der Spaltung, da sie ganz oder doch sehr überwiegend einer Kirche angehören. Auch von Nordamerika werden wir absehen, da dort der Sectengeist noch in voller Blüthe steht und die Lust der religiösen Absonderung noch so weit verbreitet ist. Bei den slavischen Völkern überwiegt gegenwärtig das Nationalitätsgefühl und drängt höhere religiöse Aufgaben in den Hintergrund. So bleiben England und Deutschland.

In England ist die Zahl der Unionsfreunde allerdings groß und täglich wachsend. Die ganze, nun schon seit 35 Jahren sich fortentwickelnde Bewegung der Oxforder Schule, das was man früher Puseyismus nannte und jetzt Ritualismus nennt, ist nach seinem innersten Wesen und großentheils auch im Bewußtsein seiner Anhänger auf eine Vereinigung mit den alten Kirchen, der westkatholischen und der anatolischen gerichtet. Seit einigen Jahren erscheint dort eine eigene dem Einigungswerke gewidmete religiöse Zeitschrift (Union-Review). Aber andererseits ist auch der scharf protestantische Geist, der Widerwille gegen Rom und gegen jede über die stricteste biblische Vorschrift hinausgehende Erweiterung der Symbolik und der gottesdienstlichen Formen nirgends stärker und tiefer im Kern des Volkes gewurzelt, als gerade in England. In den großen Genossenschaften der Baptisten, Congregationalisten, Wesleyaner ist dieser calvinistische Geist, wie man ihn füglich nennen kann, besonders mächtig, und wirkt von ihnen aus auch auf die Glieder der Staatskirche. Und eben mit dieser herrschenden Kirche müßte, wenn es mit den Unionsbestre-

bungen Ernst werden sollte, erst eine tief eingreifende Aenderung sich ereignen: sie müßte ihre Stellung als Staatskirche verlieren, kraft welcher sie zugleich zu enge und zu weit, zu locker und zu gebunden, zu frei nach der einen, zu abhängig nach der andern Seite ist.

So bleibt denn Deutschland. Im Deutschen Reiche bilden gegenwärtig die Katholiken ein Drittheil, die Protestanten zwei Drittheile der Bevölkerung; rechnet man die Bewohner der deutsch-österreichischen Provinzen mit hinzu, so werden sich beide Kirchen der Zahl nach nahezu gleichstehen. Dieß ist eine Lage, in der unter allen großen Nationen wir Deutschen allein uns befinden. Nur die beiden deutschen Nebenländer, Holland und die Schweiz, zeigen das gleiche Phänomen. Sonst pflegt bei jedem Volke eine Kirche, sei es die römisch-katholische, griechisch-katholische oder eine protestantische, weitaus zu überwiegen oder allein zu herrschen. Wir aber, wir haben durch diese religiöse Zertheilung, die wie ein scharfes Schwert mitten durch den Leib der Nation hindurchgegangen ist, so unsäglich viel gelitten, unsere Ohnmacht, Zerstückung und Demüthigung vor der Welt steht in so engem, ursächlichem Zusammenhange mit der Kirchentrennung, daß sich immer wieder jedem denkenden, in der heimischen Geschichte bewanderten Deutschen der Gedanke aufdrängt: da, wo die Entzweiung entstanden ist, die Trennung geboren wurde, da muß auch die Versöhnung erfolgen, muß die Spaltung zu einer höheren und besseren Einheit führen; das wäre dann die tragische Katharsis in dem großen Drama unserer Geschichte.

Indeß ist in kirchlichen Dingen das Zahlenverhältniß der Bekenner nicht die Hauptsache; weit belangreicher ist

das Verhältniß jener Kräfte und Potenzen, die nicht gezählt und nicht gewogen werden können, und da muß denn gleich bemerkt werden, daß in Deutschland das Uebergewicht, oder richtiger — die Herrschaft in Wissenschaft und Literatur durchweg in protestantischen Händen ist. Die schöngeistige Literatur ist fast ganz, die wissenschaftliche, wenn man etwa von der Medicin absieht, zum weitaus größeren Theile protestantisch. In der Theologie insbesondere ist das Mißverhältniß derart, daß die protestantische Theologie — quantitativ und qualitativ — mindestens sechsfach reicher ist als die katholische. Die Hauptursache dieser Erscheinung liegt unstreitig in der früheren Beschaffenheit der katholischen Schulen und Universitäten: es war der geisttödtende Druck eines ausländischen, romanischen Einflusses, welcher auf der Erziehung und Bildung in katholischen Ländern lastete; es war die mangelhafte Beschaffenheit der Gymnasien, welche einem fremden, in seinem Wesen durch und durch undeutschen Orden anvertraut waren, einem Orden, der bei seiner planmäßigen Vernachlässigung und Mißachtung der deutschen Sprache, bei seinem verkümmerten Maße klassischer Studien, bei seiner formalen Abrichtungs-Methode den Schülern weder Denkkraft noch Stoff, weder Stil noch Darstellungsgabe, weder Wissensdurst noch Fortbildungstrieb einzupflanzen vermochte. Dritthalb Jahrhunderte hat dieser beklagenswerthe Zustand gewährt, und die Nachwirkungen desselben machen sich noch immer fühlbar. Für das Ziel, welches wir hier im Auge haben, die Versöhnung der Religionen, dürfte indeß dieses Zurückbleiben des einen Theils doch eine günstige Wirkung haben, fast als ein Gewinn zu erachten sein; denn da, wo es sich um eine Einigung von

Getrennten handelt, ist es durchaus nothwendig, daß wenigstens der eine Theil das Gefühl der eigenen Mängel und den Wunsch besitze, an den Gütern und Vorzügen der Gegenseite Theil zu nehmen.

Nun steh'n aber die Dinge so, daß in Deutschland Katholiken und Protestanten durch Gemeinsamkeit der Sprache und Literatur, der Sitte, der Gesetze und der Rechtspflege, kurz durch alle Bande, welche die Menschen an einander ketten, verbunden sind, während in kirchlicher Beziehung die Kluft zwischen ihnen eine größere ist als jene, welche die Katholiken von den Gliedern der griechisch-russischen Kirche trennt. Zu einer Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche des Occidents zu gelangen, haben die Protestanten oft gewünscht und versucht; aber mit der anatolischen Kirche sich zu verständigen, das ist von protestantischer Seite nur ein einziges Mal unternommen und sogleich wieder aufgegeben worden, nämlich im Jahre 1575, als die Tübinger Theologen in Unterhandlung traten mit dem Patriarchen Jeremias zu Konstantinopel. Damals führte der Austausch der Bekenntnisse und Erörterungen beide Theile zu der Ueberzeugung, daß der Gegensatz der Lehre und der Kirchenverfassung sich jeder Ausgleichung entziehe. Nicht einmal der Uebergang der protestantischen Ostseeprovinzen und ihrer Hochschule an Rußland hat in dieser kühlen, selbstgenügsam ablehnenden Sinnesweise eine Aenderung hervorzubringen vermocht.

Das kann unmöglich so bleiben; jedenfalls ist es für Glieder der lateinisch-katholischen Kirche unerläßlich, daß sie, sobald sie in henotische Verhandlungen mit Protestanten eintreten, nur mit steter Rücksichtnahme auf die anatolische Kirche, oder, besser noch, mit Zuziehung von Angehörigen

derselben zu Werke gehen; sonst möchte das Bestreben, eine Kluft auszufüllen, zur Erweiterung und Vertiefung einer andern führen, deren Verschwinden doch nicht minder wünschenswerth, nicht minder von oben geboten ist. Und wollten wir die englische Kirche in unseren Bestrebungen bei Seite lassen, so würde uns in der goldenen Kette, deren Risse wir zu entfernen, deren Zusammenschließung wir herzustellen wünschen, ein eben so unentbehrliches als kostbares Mittelglied fehlen.

Man kann nun aber nicht mit der Aufhebung einer Trennung sich beschäftigen, ohne vor allem die Ursachen und Anfänge derselben, sowie ihren weiteren Verlauf in's Auge gefaßt und verstanden zu haben. Beginnen wir mit der älteren! Wie und warum ist der christliche Osten und Nordosten vom Westen geschieden?

Wenn man in den ersten Jahrhunderten eine östliche und eine westliche Kirche unterschied, so war es, neben der geographischen Lage, die Sprache, dort die griechische, hier die lateinische, welche zu dieser Unterscheidung Anlaß gab; daher später auch die Bezeichnung: griechische und lateinische Kirche, vielfach angewendet wurde. Da das Christenthum von Osten nach Westen zog, da bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts alle christlichen Urkunden und Schriften nur in griechischer Sprache verfaßt wurden, und da selbst in Rom geraume Zeit hindurch unter den Christen das Griechische vorherrschte, so besaß der östliche Theil der Kirche lange ein vollständiges geistiges Uebergewicht; von ihren griechischen Glaubensgenossen mußten die Occidentalen alles lernen, mußten von ihnen kirchlich und theologisch erzogen werden. Die ganze

lateinische theologische Literatur ist bis auf Augustinus wesentlich Aneignung und Nachbildung der von den Griechen erzeugten Leistungen.

Seit dem vierten Jahrhundert tritt mehr und mehr der Bischof von Konstantinopel an die Spitze der gesammten östlichen Kirche. In dieser Hauptstadt und Kaiserresidenz zog sich Kraft, Leben, Wissenschaft der orientalischen Kirche allmälig zusammen. Vergeblich suchte Rom die Hoheit der Bischöfe oder Patriarchen von Neu-Rom, wie man Konstantinopel nannte, wieder herabzudrücken; sie war zu sehr in den Zuständen des byzantinischen Reiches begründet, war den Bedürfnissen der östlichen Länder und Kirchen allzu angemessen, überhaupt unentbehrlich, besonders nachdem die andern großen und alten Bischofsstühle, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, unter moslemische Botmäßigkeit gefallen waren und ihre Kirchen immer mehr zerfielen.

Seit der Völkerwanderung gingen beide Kirchen ihre eigenen Wege; die Verbindung zwischen Rom und Konstantinopel, durch Streitigkeiten wiederholt unterbrochen, ward zwar immer, nach längerer oder kürzerer Frist, wieder hergestellt, aber die Entfremdung wuchs; die übrigen abendländischen Kirchen — in Italien, Frankreich, England, Spanien, Deutschland — standen ohnehin mit dem Orient in keiner directen Verbindung. Die Errichtung des karolingischen nachher deutsch-ottonischen Kaiserthums ward in Konstantinopel als eine Usurpation und Verletzung der Rechte des dortigen Reiches, welches allein als die legitime Fortsetzung des altrömischen gelten wollte, empfunden. Zudem begann man in Rom, in rituellen Dingen immer mehr von den alten, im Orient festgehaltenen Formen abzuweichen — so

durch den Gebrauch des ungesäuerten Brodes im Abendmahl und später durch Beseitigung des Kelches und der Untertauchung in der Taufe. Der bedenklichste Streitpunkt aber wurde der Zusatz zum gemeinsamen alten Glaubensbekenntniß: — „und vom Sohne" —, welchen die Franken dem lange widerstrebenden Rom aufdrangen. Daraus ergab sich die bis heute fortdauernde Streitfrage vom Ausgang des heiligen Geistes.

Bis tief in's zwölfte Jahrhundert hinein war indessen die kirchliche Gemeinschaft, trotz aller Gereiztheit und steigenden beiderseitigen Abneigung, nicht aufgehoben. Aber nun kamen die Kreuzzüge, die Gewaltthätigkeiten der den schwächeren Griechen gegenüber oft übermüthigen Lateiner, und vor allem das neue System päpstlicher Weltherrschaft, welchem nun auch die byzantinischen Kaiser sich unterwerfen sollten, — all dies kam zusammen, um den offenen, völligen Bruch immer unvermeidlicher erscheinen zu lassen.

Da geschah es, daß im Jahre 1204 ein abendländisches Kreuzheer Konstantinopel und darauf den größten Theil des griechischen Reiches eroberte und ein lateinisches Kaiserthum errichtete, welches die Päpste unter ihren Schutz und ihre Leitung nahmen. Die ganze anatolische Kirche sollte nun latinisirt werden, eine vollständige politisch-kirchliche Unterdrückung wurde organisirt, ein Joch der Knechtschaft, welches den Griechen ganz unerträglich schien und einen tiefen, Jahrhunderte lang fortwährenden Haß gegen die Occidentalen, vor allem gegen Rom, unter ihnen nährte.

Die Einnahme der Hauptstadt war unter unsagbaren Gräueln der Plünderung und Kirchenschändung erfolgt; jetzt

erst war eigentlich die Spaltung in den Gemüthern wie im Leben vollendet — im Leben dadurch, daß Papst Innocenz III. eigenmächtig den griechischen Kirchen lateinische Bischöfe gab und dadurch, im Grunde genommen, alle Orientalen für Ketzer und Abtrünnige erklärte.

Im Verlauf von 60 Jahren zerfiel zwar das lateinische Kaiserreich wieder und zerfiel damit zugleich die gewaltsam aufgedrungene lateinische Hierarchie; aber auch das wiederhergestellte griechische Kaiserthum war schwach und gefährdet, die Feindschaft des Occidents, vor allem des Papstes, mußte um jeden Preis abgewendet werden; darum ließ der griechische Kaiser auf dem Concil zu Lyon im Jahre 1274 die Union ganz so abschließen, wie Papst Gregor X. sie vorschrieb. Sie aber wirklich durchzuführen war bei dem allgemeinen Widerstand unmöglich; mit seinem Tode zerfiel das Werk. Erst 160 Jahre später ward zu Florenz eine neue Union geschlossen, wieder nur als ein Werk der Noth und des Zwanges. Das Reich war zerfallen, auf die Hauptstadt beschränkt, alles übrige in der Gewalt der Türken, die den letzten Schlag zu führen sich anschickten; der Papst allein, meinte man, könne noch, durch seine Reichthümer und sein Ansehen im Westen, Hülfe schaffen. Nach langen Verhandlungen, in denen der Papst und seine Theologen einiges nachgaben, die Griechen aber, durch ihren Kaiser gezwungen, widerwillig und unaufrichtig den ihnen gesetzten Bedingungen sich unterwarfen, kam die Unions-Urkunde zu Stande und ist seitdem die römische Richtschnur geblieben, deren Annahme von allen Orientalen und Russen als Bedingung kirchlicher Gemeinschaft gefordert wurde. Da aber die Griechen nur durch Noth gezwungen unterschrieben hatten, so zerfiel auch

dieses Werk schon in den nächsten Jahren und zwei griechische Concilien verdammten die Florentiner Decrete.

Schon seit dem 13. Jahrhundert hatte sich mehr und mehr, im Westen wie im Osten, die Ueberzeugung gebildet, daß nicht in den theologischen und rituellen Differenzen, sondern in den römischen Ansprüchen auf Herrschaft über Kirche und Staat das große Hinderniß der Verständigung liege. Die anatolische Kirche, auf ihre Ueberlieferung und ihre reichhaltige kirchliche Literatur angewiesen, zäh festhaltend an allem, was sich in der Zeit der großen Bewegungen und Gestaltungen des 4. und 5. Jahrhunderts entwickelt hatte, sollte plötzlich, im 13., 15. und 16. Jahrhundert, eine absolut monarchische Form der Kirchenregierung anerkennen, für welche ihr jede Anknüpfung, jedes Zeugniß aus ihrer früheren Geschichte und Literatur mangelte, — eine Form, welche sich im Occident erst im 9. und weiter im 11. und 12. Jahrhundert ausgebildet hatte, auch da nur auf Grund einer Reihe von Fälschungen und Erdichtungen, mit denen der abendländische Klerus hintergangen worden war. Dasselbe Mittel wurde nun freilich auch bei den Griechen angewendet; man trat ihnen auf den Concilien, in Conferenzen und in Schriften mit den gleichen oder eigens für sie berechneten Erdichtungen entgegen; allein hier konnte die Täuschung im großen nicht durchdringen, da die gelehrten Griechen, deren es immer noch eine beträchtliche Anzahl gab, zu wohl gerüstet waren und im geistigen Zusammenhang mit den Anschauungen der alten Kirche standen. Die Folge solcher Versuche war gesteigertes Mißtrauen auf griechischer Seite, wo man sich daran gewöhnte, jeden vom Occident her gemachten Versuch als ein Attentat auf die alte

Freiheit der anatolischen Kirche und ihre Treue in Bewahrung des Ueberlieferten argwöhnisch abzulehnen.

Unterdessen aber war der Schwerpunkt des griechischen Christenthums nach dem großen, mächtig sich aufschwingenden russischen Reiche verlegt worden; die russische Tochterkirche ließ bald der Mutter am Bosporus und ihrem Patriarchen nur noch einen Ehrenvorzug, ohne wirkliche Macht. Vom Jahre 1588 bis zum Jahre 1720, 132 Jahre lang, hatte Rußland seinen eigenen Patriarchen. Dabei blieb jedoch in Lehre und Brauch alles unverändert, dem griechischen Typus getreu. Gerade zur Zeit der Errichtung dieses Patriarchats begannen aber auch die Bemühungen Roms und der Jesuiten, in dem damals noch ganze griechisch-kirchliche Länder umfassenden Polen, in Litthauen und in Rußland Unionen zu Stande zu bringen. Das gelang in den beiden ersten Ländern, mißlang in Rußland. Es gelang in Polen und Litthauen mittels der aus den polnischen Adelsfamilien genommenen Bischöfe. Da die ganze äußere Form des Gottesdienstes und der Ceremonien unverändert blieb und die Frage vom Ausgang des heiligen Geistes dem Volke wie dem Klerus völlig unverständlich war, so beschränkte sich die Union auf Lossagung von dem Patriarchen zu Konstantinopel und Unterwerfung unter den Papst. Dennoch war das Ganze ein Werk der Gewalt, des Zwanges und der Intrigue; Politik und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern: die Litthauer oder Westrussen sollten von dem stammerwandten moskowitischen Reiche, welchem sie auch durch die Religion verknüpft waren, völlig losgerissen werden. So hat denn der Antagonismus zwischen dem stetig wachsenden Rußland und dem immer schwächer und anarchischer werdenden Polen die

ganze kirchliche Geschichte des slavischen Nordens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum heutigen Tage beherrscht. Das Unternehmen der Polen, zwei Betrüger nach einander, die falschen Dimitri, auf den russischen Thron zu setzen, entstammte der gleichen politischen Quelle: durch sie sollte die russische Kirche dem Papste unterworfen werden. Was nach vielen Verfolgungen und blutigen Gewaltthaten erreicht wurde, führte nur zur inneren Zersetzung der Nation: der Adel und der hohe Klerus wurden unirt oder lateinisch, das Volk mit dem niederen Klerus blieb griechisch oder doch bereit und geneigt, der russischen oder getrennt griechischen Kirchenform gleich wieder zuzufallen. Diese von den Jesuiten geleiteten Unionsbestrebungen mit ihrer brutalen Tyrannei sind von unberechenbaren, weltgeschichtlichen Folgen gewesen. Sie haben zugleich zum Aufschwunge und zur Machtstellung Rußlands und zu der Auflösung und dem Untergange Polens geführt. Jenes, die Stärkung Rußlands, bewirkten sie dadurch, daß sie dem russischen Volke jenen Kreuzzugsgeist einhauchten, jenes stolze Nationalgefühl in ihm weckten: „wir gegen alle und alle gegen uns", und es lehrten, jeden Krieg mit dem Auslande als einen Religionskrieg aufzufassen. Polen aber mußte zerfallen, denn es vermochte den religiösen Zwiespalt in seinem Schooße weder zu überwinden noch durch rechtliche Gleichstellung zu versöhnen. Neben dem Wahlkönigthum, neben der Anarchie und Käuflichkeit des polnischen Adels, war es vorzüglich das Dissidententhum und die Einmischung des zum Schutze seiner Glaubensgenossen angerufenen Rußland, was den Untergang Polens herbeiführte. Seit Peter dem Großen schon war Polen von dem Willen der russischen

Monarchen abhängig und doch schritt man mit schwer begreiflicher Verblendung zur Ausschließung der zahlreichen Nichtkatholiken von allen Aemtern und Posten und zu anderen Bedrückungen. Eine lange Kette von Religionskriegen, die stets mit äußerster Grausamkeit geführt wurden, zieht sich so durch die spätere Geschichte Polens, selbst noch über die Zeit der ersten Theilung, vom J. 1772, hinaus.

Dadurch vorzüglich, daß die russischen Herrscher sich ihrer auswärtigen Glaubensgenossen annahmen und diese an sich zu ziehen suchten, war Rußland seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zur Großmacht herangewachsen. Katharina II. wollte ernten, was ihre Vorgänger seit 130 Jahren gesäet hatten, wollte womöglich ganz Polen dem russischen Reiche einverleiben. Durch die drei Theilungen von 1772, 1793 und 1796 wurden mehrere Millionen Unirte, sämmtliche Diöcesen der unirten Kirche — bis auf zwei in Galizien — unter russische Botmäßigkeit gestellt. Fortan wurde es ein unverrücktes Ziel der russischen Politik, die Union wieder aufzuheben und diese Millionen, theils mit sanften, theils auch, wo es Noth that, mit gewaltsamen Mitteln in den Schooß der griechischen Kirche zurückzuführen. Der polnische hohe Klerus hatte mit den Jesuiten dadurch vorgearbeitet, daß der Adel, gegen die frühere Festsetzung, zur Annahme des lateinischen Ritus bewogen worden war, so daß das dem griechischen Ritus treu gebliebene Volk sich auch in religiöser Beziehung den adeligen Gutsherren und dem hohen Klerus entfremdet fühlte. Der niedere Klerus selbst hatte sich vielfach latinisirt und dadurch die Verwirrung und Zwietracht vergrößert. So ward es der russischen Regierung leicht, dieses in sich getheilte Reich der Union vol-

lends der Auflösung entgegenzuführen. Das Mittel, dessen sie sich bediente, war: dem Volke die Wahl zu lassen, ob es den lateinischen Ritus annehmen oder zur „Mutterkirche" zurückkehren wolle. Fast immer wählte das Volk das letztere.

Bis zum Jahre 1839 gab es in Rußland noch 2 Millionen Unirte, aber durch den Ukas des Kaisers Nikolaus vom 25. März dieses Jahres wurden auch sie zur großen Landeskirche zurückgeführt. So ist zuletzt von der großen unirten Kirche des Nordens nichts übrig geblieben als einige Trümmer in der Diöcese Chelm. Katharina II. wußte wohl, wem sie ihre größten Erfolge in den polnischen Ländern verdankte: als Papst Clemens XIV. den Jesuiten-Orden aufhob, nahm sie sich dankbar der Gesellschaft an, welche den russischen Absichten so wirksam in die Hände gearbeitet hatte — als Erzieherin des polnischen Adels und als Rathgeberin der Könige und der Bischöfe; auf ihr Geheiß bestand in ihren Ländern der Orden mit seinen Einkünften fort.

Die lange Geschichte dieser unglücklichen Union, dieses kirchliche Trauerspiel, dessen Anfang, Mitte und Ende Gewalt, Verfolgung, Unterdrückung und Blutvergießen ist, und das mit dem Untergange eines ehedem großen Reiches abschließt — es lehrt, wie eine kirchliche Vereinigung nicht gemacht werden solle.

Wohl bestehen heute noch in Galizien, in Süd-Ungarn und Siebenbürgen unirte Kirchen mit zusammen dritthalb Millionen Seelen. Ueberall aber bringt die Vermischung des römischen und des griechischen Ritus oder die Verdrängung des letzteren durch den ersten, welche von einem Theil des Klerus immer wieder angestrebt wird, eine Störung und

Verwirrung der Gewissen mit sich und eine Gefährdung des Bestandes der Union.

Im allgemeinen ist die morgenländische Kirche da stehen geblieben, wo sie sich zu der Zeit befand, als noch beide Hälften der Christenheit sich wechselseitig anerkannten. In ihrem Schooße haben seitdem keine großen oder tiefgreifenden Lehrstreitigkeiten stattgefunden und war also auch ein Bedürfniß zu dogmatischen Entscheidungen nicht gegeben. Ihre Theologie ist ganz patristisch und traditionell geblieben, ruhend auf den Schriften der Kirchenväter bis zum 7. Jahrhundert und im Grunde schon mit dem Werke des Johann von Damaskus im 8. Jahrhundert abgeschlossen, während in der römischen Kirche die theologische Bewegung erst im 9. Jahrhundert begann, in der Scholastik des 13. und 14. Jahrhunderts culminirte, um dann wieder im 16. und 17. Jahrhundert mit dem großen Gegner, der protestantischen Lehre und Theologie, sich auseinanderzusetzen. Noch im 12. Jahrhundert war man, obgleich vieles zwischen Rom und Konstantinopel streitig war, doch immer von dem Bewußtsein beherrscht, daß es nur eine große, allgemeine, Orient und Occident umfassende Kirche gebe. Der nationale Haß war groß, aber kein Theil wagte noch zu behaupten: wir sind allein die katholische Kirche, ihr aber seid ausgeschlossen, seid Abtrünnige, Ketzer; noch konnte man sagen: wir stehen beiderseits auf dem Grunde der sieben oder acht ersten ökumenischen Kirchenversammlungen und ihrer Beschlüsse; nur auf einer solchen, den Orient wie den Occident repräsentirenden Synode können und dürfen weitere für die Gesammtkirche verbindliche Beschlüsse gefaßt werden. Auf

diesem Standpunkt steht man im Orient und in Rußland noch heute. Damit hängt zusammen die Patriarchen-Theorie, das heißt die Vorstellung, daß es fünf Vorsteher der ganzen Kirche gebe, vier orientalische und einen abendländischen, den Papst, dem der Vorrang vor den übrigen, aber durchaus keine Gewalt oder Herrschaft zukomme. Da nun aber der Papst sich von der Gemeinschaft der übrigen abgesondert habe und unzulässige Ansprüche auf Herrschaft erhebe, so sei der später aufgestellte russische Patriarch von Moskau, und seit dem J. 1720 die statt seiner eingesetzte Petersburger dirigirende Synode, an dessen Stelle getreten: wenn es eine Streitfrage von allgemein kirchlicher Bedeutung zu entscheiden gelte, würde die russische Kirche die vier orientalischen Patriarchen erst befragen und nach ihrem einstimmigen Ausspruche sich richten.

So kam es, daß bis zum Jahre 1854 allerdings die in der Kirchenverfassung, im Ritus und im gottesdienstlichen Leben vorhandenen Differenzen bedeutend, die in der Lehre aber doch nur geringfügig waren.

Den Orientalen ist die Einschaltung der Worte — „und vom Sohne" — in das gemeinsame Glaubensbekenntniß anstößig: dazu habe die lateinische Kirche für sich allein kein Recht gehabt und überhaupt müsse dieses alte, von den ökumenischen Concilien festgestellte Bekenntniß völlig unverändert erhalten werden. Die Päpste gestanden zu, daß in den unirten orientalischen Kirchen der Zusatz wegbleibe. Ähnlich ist es auch mit dem Purgatorium: alle orientalischen Kirchen verwerfen die Vorstellung von einem Reinigungsfeuer nach dem Tode; zu Florenz willigten der Papst und seine Theo-

logen ein, daß diese Vorstellung aufgegeben oder als bloße Meinung freigestellt werde und daß die kirchliche Lehre sich auf die Zulassung oder Empfehlung des Gebetes für die Verstorbenen beschränke. Der Abendmahls-Kelch, welchen die Päpste den abendländischen Nationen beharrlich verweigerten, oder, wenn einmal bewilligt, bald wieder entzogen, — eine Entziehung, welche Ströme Blutes gekostet und ganz besonders zur Befestigung und Ausbreitung des Protestantismus beigetragen hat — ist den Orientalen nie streitig gemacht worden. So verhält es sich auch mit der Priesterehe: die im ganzen Orient und in Rußland herrschende Sitte, daß jeder, der nicht Mönch wird, vor seiner Ordination sich verheirathet, haben die Päpste nicht angefochten und nie die Einführung des Cölibats begehrt. Auf dem Concil zu Trient hat man selbst, aus schonender Rücksicht auf die griechische Kirche, unterlassen, die Ehescheidung wegen Ehebruchs als Irrthum zu verdammen und sich damit begnügt, das entgegengesetzte Verfahren der lateinischen Kirche zu vertheidigen. Bezüglich der Taufe, welche die Orientalen durch gänzliche Untertauchung vollziehen, während im ganzen Abendlande, dem katholischen sowohl als dem protestantischen, die Taufe bloß durch Aufgießung auf den Kopf geschieht, ist umgekehrt von Seite der Orientalen ein Zugeständniß gemacht worden. Geraume Zeit wollte man in Konstantinopel diese Form nicht als gültig anerkennen und pflegte daher Uebertretende neu zu taufen. In Rußland hatte sogar ein Concil im Jahre 1620 unter dem Patriarchen Philaret diese Wiedertaufe vorgeschrieben, worüber der Philaret des 19. Jahrhunderts bemerkt, es sei das eine vor der Lehre der Kirche nicht zu rechtfertigende, aber durch die Gräuel

der Zeit entschuldbare Anordnung gewesen.*) In jüngster Zeit hat man auch in Konstantinopel den von Petersburg her ergangenen Mahnungen Gehör gegeben und das Wiedertaufen aufgegeben, also die Gültigkeit der abendländischen Taufe anerkannt.

Selbst die officielle römische Ausdrucksweise pflegte in Bezug auf Griechen und Russen nicht von Ketzerei, sondern nur von einem Schisma zu reden, welches man das photianische Schisma zu nennen sich gewöhnt hatte — historisch unrichtig, denn Photius, im 9. Jahrhundert, war zwar als Ankläger Roms und der Occidentalen aufgetreten, hatte aber keine Trennung bewirkt; vielmehr bestand noch im 10. und 11. Jahrhundert gegenseitige Anerkennung und Gemeinschaft. Selbst noch im Jahre 1583 richtete Papst Gregor XIII. an den Patriarchen Jeremias von Konstantinopel ein freundliches Schreiben, worin er ihn als „ehrwürdigen Bruder" anredete, kein Wort von Unterwerfung oder Widerruf einer Lehre erwähnte und ihn nur bat, mit seiner Autorität für die Annahme des neuen Kalenders im Orient zu wirken.**) Man hat daher auch auf Seite des Occidents, von dem Grundsatze der bischöflichen Succession und Ordination ausgehend, die kirchlichen Acte der östlichen, wenn auch getrennten Bischöfe und Priester stets als gültig anerkannt, wie sich dies besonders auf der Florentiner Synode zeigte, wo weder Papst noch Theologen die Ansicht geltend machten, daß die orientalischen Bischöfe und Priester durch die Spal-

---

*) Philaret's Geschichte der Kirche Rußlands, übers. v. Blumenthal. 1872. II, 98.

**) Theiner, die Staatskirche Rußlands. 1853. S. 47.

tung und die Lossagung von Rom ihre Jurisdiction, also namentlich die Absolutionsgewalt, verloren hätten.

Der große Stein des Anstoßes, die wahre Schwierigkeit bezüglich jeder Verständigung ist für alle Orientalen das Papstthum, wie es sich seit Gregor VII. und nach ultramontaner Theorie als eine absolute Herrschaft über die gesammte christliche Welt im Geistlichen und Weltlichen gestaltet hat. Das sagten Lateiner und Griechen schon im Mittelalter, und auch heute noch wird es, wie von Uebergetretenen, so auch von Russen und Griechen selbst ausgesprochen.*) Und jetzt erst, durch die jüngsten Ereignisse, ist absichtlich jede Hoffnung einer Versöhnung und künftigen Wiedervereinigung gleichsam mit der Wurzel ausgerissen worden. Der jetzige Papst, Pius IX., hat binnen wenigen Jahren drei neue Glaubensartikel auferlegt: die unbefleckte Empfängniß, seinen Universalepiskopat und seine Unfehlbarkeit. Keiner seiner Vorgänger seit 1800 Jahren — mit einer einzigen Ausnahme — hat jemals Aehnliches unternommen, und dieser eine, Bonifacius VIII., hat sich doch mit einem Dogma begnügt und ist auch damit nicht durchgedrungen. Die ganze Ueberlieferung der morgenländischen Kirche — ihre kirchlichen Gesetzbücher, die Literatur ihrer alten Väter — enthält nichts, was diesen neuen Lehren irgend günstig wäre oder in Einklang mit ihnen gebracht werden könnte. Die Erdichtungen, mit deren Hülfe man den Griechen diese Dinge früher glaublich zu

---

*) Vgl. z. B. die Schrift des Fürsten Augustin Galizin L'Eglise Greco-Russe. Paris 1861. S. 59.

machen versuchte, sind nun durchschaut und aufgedeckt. In Rom kannte man die Stimmung und Denkweise der Griechen und Russen recht gut; man wußte, daß dieses Unternehmen, neue Dogmen zu machen, nach ihren Principien ihnen nur als Frevel und Lästerung erscheinen könne. Jetzt kann die Trennung nicht mehr wie früher als bloße Spaltung, als Schisma bezeichnet werden; jetzt muß geradezu die ganze morgenländisch-russische Kirche mit ihren 75 Millionen Seelen für ketzerisch erklärt werden und müssen Curie und Jesuiten alle Consequenzen eintreten lassen, die man in Rom aus diesem Begriffe zu ziehen pflegt. Da noch auf eine künftige Einigung zu hoffen, würde an Wahnsinn grenzen. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß man in Rom gerade dies beabsichtigt habe: Scheidung, vollständigste Scheidung für immer, in alle Ewigkeit.

Doch: der Mensch denkt und Gott lenkt!

Zwei große und bedeutungsvolle Aufgaben glaubt das russische Volk vor sich zu haben, nämlich der denkende, thatkräftige, tonangebende Theil dieses Volkes — die eine in Europa, die andere in Asien. Die letztere ist: Stärkung und Aufrichtung des überall in Asien durch den Islam niedergedrückten Christenthums und Herstellung einer großen asiatisch-orientalischen Kirche. Der Staatsrath Murawieff, Mitglied der dirigirenden Synode, hat jüngst darauf hingedeutet mit den Worten: „Wir sind vollkommen überzeugt, daß die ruhmreichen orientalischen Kirchenstühle ihren alten Glanz wieder erlangen werden“.*) In der That verlangt

*) Question religieuse d'Orient et d'Occident. p. 97.

das System der russischen und der gesammten anatolischen Kirche, daß die drei alten östlichen Patriarchen — von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem — wieder in Wirklichkeit das werden, was sie früher gewesen sind, nicht länger bloße Beisitzer des Patriarchen von Konstantinopel seien.

In Europa ist es die Idee des Panslavismus, welche dem politischen Gedankenkreis des jüngeren, also des künftig herrschenden und handelnden Rußland seine Richtung gibt. Und nicht bloß dort, — im gesammten europäischen Osten ist diese Vorstellung oder diese Hoffnung bereits eine gewaltig gährende, immer fester in die Gemüther sich einsenkende Macht geworden. Die Vorstellung oder das zu erstrebende Ziel einer, sei es bloß geistigen, sei es auch staatlichen Einheit aller slavischen Völker oder der zehn verwandten Hauptstämme, die zusammen etwa 80 Millionen Menschen umfassen, ist zwar ohne alle geschichtliche Grundlage und hat in früheren Zeiten niemals weder Ausdruck noch Anregung gefunden; erst in unseren Tagen haben einige böhmische Gelehrte, die von sprachlichen zu historischen Forschungen fortschritten, die Entdeckung gemacht, daß alle diese durch einen Sprach-Stamm verbundenen Völkerschaften auch zu einer gemeinsamen Völker-Familie gehören müßten. Es war natürlich, daß sich daraus in Rußland die Vorstellung entwickelte, das russische Volk, welches von diesen 80 Millionen Slaven allein schon 54 Millionen begreift, sei zur Hegemonie aller Stammesgenossen berufen. Kirchlich die Sache betrachtet, zeigt sich, daß zwei Drittel aller Slaven, gegen 56 Millionen, der griechischen Kirche, 19 Millionen der römisch-katholischen, 3 Millionen der unirten Kirche angehören und etwa 1 1/2 Millionen protestantisch sind. So

führt die panslavistische Idee ganz natürlich zu der Aussicht, eine große einheitliche Slavenkirche zu Stande zu bringen, in welcher, durch eine Vereinigung von lateinischen und orientalischen Gläubigen, sofort etwa 75 Millionen Slaven sich religiös verschmolzen fänden. Eben jetzt geht durch die Tagesblätter ein Schreiben des czechischen Historikers und politischen Führers der Czechen, Palacky, an den russischen Wortführer des Panslavismus, Pogodin;*) darin begrüßt Palacky diesen als den „Wiedererwecker und Apostel der glücklichen Idee der slavischen Nationalität und Vereinigung", und sagt dann: „Lob und Dank sei dem allgütigen Gott, der Ihre und meine Wirksamkeit gesegnet hat; der slavische Nationalgeist erwacht aus jahrhundertelanger Ruhe; das Bewußtsein der slavischen Gemeinschaft gewinnt immer weitere Verbreitung in allen slavischen Ländern. Die Sorge für den weiteren Sieg dieser Sache überlassen wir beiden Alten getrost unserm jüngeren Geschlechte" u. s. w. — Dieses jüngere Geschlecht wird bald entdecken oder hat schon entdeckt, daß bei der Masse des Volkes eine geistige Gemeinschaft, ein Einheitsgefühl, wie es hier angestrebt wird, ohne Kirchenvereinigung nicht möglich ist; — die Czechen mögen darüber nur bei den Russen sich erkundigen!

Seit der Regierung Kaiser Alexander's II. geht eine gewaltige Bewegung durch die russische Kirche; sie fühlt sich als die Hauptträgerin und Führerin der anatolischen, durch ihr Alter, ihre ununterbrochene Succession und ihre Unveränderlichkeit ehrwürdigen Kirche. Auch die junge, selbstständige Kirche des Königreichs Griechenland regt sich; wie

*) Wiener „Neue freie Presse" vom 13. Februar 1872.

hier im Süden, so entwickelt sich auch im russischen Norden eine kirchliche Literatur in raschem Wachsthum. Die auswärtige, besonders die deutsche Literatur wird studirt und benützt. Mehrere jüngere Männer in Griechenland haben ihre theologische Bildung auf deutschen Hochschulen erworben. Und zugleich ist in der russischen Kirche ein energisches Streben nach den allerdings dringend nöthigen Reformen erwacht. Man fühlt, daß die ganze Stellung der Geistlichkeit, das Mißverhältniß zwischen dem weißen und dem schwarzen Klerus, d. i. den Weltgeistlichen und den Mönchen, zwischen den Pfarrern und den aus dem Mönchsstande genommenen Bischöfen, der Mangel der Predigt und des Volksunterrichts, — daß diese Dinge nicht länger mehr so bleiben dürfen. Man fühlt es nicht nur, man bespricht es auch öffentlich, und wer sich die Zeiten des Kaisers Nikolaus vergegenwärtigt, muß über die gemachten Fortschritte erstaunen. Und diese Kirche vermag auch, wie bezüglich der Taufe erwähnt worden, einen früher gemachten Fehltritt, einen einmal begangenen Irrthum zu verbessern, selbst wenn es sich um den Beschluß eines Concils handelt; sie ist durch ihre Grundsätze nicht in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Verirrungen, in eingebildeter Unfehlbarkeit, wie eine an ihren Fuß angeschmiedete Kugel immer nachzuschleppen. So ist sie ein zu schönen Hoffnungen berechtigender Theil der christlichen Welt.

IV. Vortrag.

Die deutsche Reformation.

Es gibt in der Weltgeschichte nicht viele Jahre, in denen zwei verhängnißvolle Tage so nahe aneinander gerückt wären, wie im Jahre 1517 der 16. März und der 31. Oktober. An jenem Tage wurde, nach mehrjähriger Dauer, zu Rom das fünfte lateranische Concil geschlossen und damit die letzte Hoffnung einer von oben herab zu bewirkenden Reform der Kirche zu Grabe getragen. Nur ein Ziel hatte diese Versammlung italienischer Bischöfe verfolgt: die Macht des Papstes noch zu erhöhen und die Möglichkeit eines selbstständig reformirenden Concils, wie es das Baseler gewesen war, für alle Zukunft zu vereiteln. Sieben Monate darauf wurden zu Wittenberg die Thesen Luther's angeschlagen und der Kampf eröffnet, welcher nach 350 Jahren noch lange nicht zu Ende geführt ist.

Die Reformation war eine Bewegung, welche so tief in der Zeit gegründet war, so nothwendig aus den kirchlichen Zuständen der nächst vorausgegangenen Jahrhunderte sich entwickelte, daß alle christlichen Völker des Abendlandes der Reihe nach von ihr ergriffen wurden; sogar im Heimathlande des Papstthums, in Italien, wurde sie so mächtig in

den Geistern, daß nachher Papst Paul IV. erklärte: die einzige feste und sichere Stütze des Papstthums in Italien sei die Inquisition mit ihren Kerkern und Scheiterhaufen.*) Doch hier und in Spanien konnte sie wieder ausgerottet werden, wenn auch durch furchtbare Menschenopfer; in Deutschland dagegen saß sie so tief im Marke der Nation, daß auch ein Glaubensgericht, wie das spanische, zuletzt an einer solchen Aufgabe gescheitert wäre.

Nur zum Theil lag diese Macht und Stärke der Reformation in der Persönlichkeit des Mannes, welcher in Deutschland ihr Urheber, ihr Sprecher war. Luther's überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit machte ihn allerdings zum Manne seiner Zeit und seines Volkes: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredtsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der

*) *Onuphrii Panvinii* Vitae Pontificum; hinter Platina, ed. Colon. 1593 p. 457.

Seele verabscheuen, als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.

Und doch — mächtiger noch als dieser Titane der Geisterwelt, war im deutschen Volke die Sehnsucht nach einer Erlösung aus den Banden eines verdorbenen Kirchenwesens. Hätte es keinen Luther gegeben, Deutschland wäre doch nicht katholisch geblieben. Wir erkennen das an der hingebenden Sympathie, welche, besonders in Süddeutschland, die Lehre der Wiedertäufer fand. Diese aus den untern Volksschichten hervorgegangene Lehre wurde von den zünftigen Theologen eifrig bekämpft, sie unterschied sich wesentlich von der Lehre Luther's, dessen Lieblingsdogma von dem allein rechtfertigenden Glauben sie zurückwies; aber gar viele opferten ihr Leben für diese Form der Religion, und wenn nicht die Fürsten in raschem Zusammenwirken diese allerdings nicht bloß religiöse, sondern auch politische und sociale Bewegung in dem Blute ihrer Anhänger erstickt hätten, so würde sich wahrscheinlich Deutschland nicht, wie nachher geschah, zwischen Lutheranern und Zwinglisch-Reformirten, sondern zwischen Wiedertäufern und Lutheranern getheilt haben. Denn die reformirte Lehre wurde nie in Deutschland Volkssache; sie war nur ein exotisches, künstlich durch einige Fürsten gepflegtes Gewächs und wurde vom Volke meist nur zwangsweise ertragen.

Abgesehen von der Gunst der Nation, hatte Luther noch einen überaus mächtigen Bundesgenossen; das war — der päpstliche Hof selber. Wäre ein kluger Jünger des deutschen Reformators der Rathgeber der Curie gewesen, er hätte kaum wirksamere, seinem Meister ersprießlichere Rath-

schläge ertheilen können, als jene waren, nach denen man dort verfuhr. Gleich im ersten Moment schon trat der officielle Theologe der Curie, der Magister Palatii Sylvester Prierio, der Berufung des deutschen Theologen auf die Bibel mit der Behauptung entgegen: erst vom Papst empfange die heilige Schrift Kraft und Autorität, und jeder Tadel dessen, was Rom thue, sei Häresie. Dann wurden in der Verdammungsbulle des Papstes Leo X. selbst allgemein geläufige Wahrheiten, wie z. B. die, daß eine Lebenserneuerung die beste Buße, daß das Verbrennen Andersgläubiger kein Werk des heiligen Geistes sei, als Irrlehren verworfen.

Wenn nun Luther und die übrigen Reformatoren das tiefe Verderben in der Kirche, die elende Verwaltung der kirchlichen Dinge, die Laster des Klerus, das unsägliche Elend des von seinen Hirten verwahrlosten, betrogenen und ausgesogenen Volkes mit den düstersten Farben schilderten, so gab man von kirchlicher Seite zu, daß dies alles sich wirklich so verhalte; und mehr noch: die Päpste selbst konnten nicht in Abrede stellen, denn es war allzu offenkundig, daß der Sitz und die Quelle des kirchlichen Verderbens gerade in Rom selbst sei, daß sie, die Päpste, die rechten Urheber und Verbreiter der Corruption seien. Papst Hadrian VI. ließ offen auf dem Reichstage zu Nürnberg, im Jahre 1522, erklären: alles in der Kirche sei in's Schlechte verkehrt, die Krankheit sei vom Haupte zu den Gliedern, von den Päpsten zu den übrigen Kirchenvorstehern herabgestiegen. Und was dieser Papst mit wenigen und allgemeinen Worten aussprach, das lasen die Deutschen zwölf Jahre später bis in's Einzelne ausgemalt in jener berühmten, von

Paul III. bestellten Denkschrift der neun Prälaten — unter ihnen der nachherige Papst Paul IV. —, in welcher die von Schmeichlern ersonnene Theorie einer schrankenlosen Herrschaft der Päpste über die ganze Kirche als die Quelle bezeichnet ward, aus welcher alles Verderben über die Kirche sich ergossen habe. Dabei führte der Cardinal Contarini, welcher nachher als päpstlicher Legat in Deutschland erschien, noch besonders aus, wie gottlos die Lehre sei, die den Papst zum unbedingten Herrn und Gebieter über das ganze Kirchenwesen mache, und wie Martin Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft wohl Ursache gehabt habe, dieser Tyrannei die Lehre von der christlichen Freiheit entgegenzustellen.*)

Was aber dem Kaiser Karl V. von Rom aus als päpstlicher Wunsch und Rath mitgetheilt wurde, lief meist nur hinaus auf ein gewaltsames Niederschlagen der deutschen Bewegung mit Waffengewalt.**) Im Jahre 1530 stellte der Legat Campeggio vor: Anwendung von Todesstrafen und Aufrichtung des Inquisitions-Tribunals in allen deutschen Ländern würden die wirksamsten Heilmittel sein. Als endlich der Kaiser die Waffen ergriff, sandte Paul III. ein von seinem Nepoten befehligtes Hülfsheer.

Das Gefühl des Hasses gegen das Papstthum war damals in Deutschland so allgemein, daß der nachmalige Papst Marcellus II., Cardinal Cervino, als Legat nach Rom schrieb: nichts erfülle ihn so sehr mit Furcht und Schrecken,

---

*) *Le Plat*, Monum. Conc. Trident. 11, 613.

**) So von Clemens VII., nach dem Berichte des Cardinals Loaysa, s. Cartas al Emperador Carlos V. por su Confesor, publ. por G. Heine. Berlin 1848.

als diese tiefe Erbitterung eines ganzen Volkes, welche ihm überall begegne.*) Selbst ein in Rom lebender Jesuit, Johann Baptist Faure, hat sich im Jahre 1750 zu dem Geständniß gedrungen gesehen: die vornehmste, ja die einzige Ursache, weshalb die nordischen Völker sich getrennt hätten, sei keineswegs die Liebe zur Lehre Luther's und Calvin's, sondern der Haß gegen den Papst und die römische Curie, und diesen Haß habe die Geistlichkeit, vorzüglich die Ordensgeistlichkeit, durch ihre Sittenlosigkeit, durch Uebermuth, Herrschsucht und Habsucht, auf's höchste gesteigert**).

Merkwürdig und schwer erklärbar ist auch, daß, seitdem die Bulle Leo's X., die sich nur gegen die frühesten Aeußerungen Luther's richtete, im Juni 1520 erschienen war, die Päpste fortan weiterer dogmatischer Kundgebungen sich enthielten. Ganz Europa befand sich in der äußersten Spannung, bald schien das ganze Religionsgebäude zu wanken; die mannigfaltigsten Lehren, die schroffsten Abweichungen von den bisherigen Doctrinen brachen mit Macht hervor; es hatte in der ganzen Geschichte des Christenthums noch niemals eine Zeit gegeben, in welcher die Verwirrung der Geister so groß, die Rathlosigkeit des sich selbst überlassenen Volkes so vollständig gewesen wäre, wie in den 43 Jahren von 1520 bis 1563 — und gleichwohl schwiegen die Päpste, die doch, nach der neuesten Theorie, die einzigen unfehlbaren Lehrer der Menschheit sein sollten. Nicht eine einzige lehrhafte Bulle existirt aus dieser langen Zeit; eine ganze Generation ist in Europa aufgewachsen,

*) Anecdota Romana. Romae 1773. Com. II.
**) Commentarium in Bullam Pauli III. 1750, p. 139.

eine andere ins Grab gestiegen, ohne zu wissen, was der untrügliche Lehrstuhl in Rom über die wichtigsten religiösen Fragen zu glauben gebiete. Deutsche Bischöfe, wie Faber in Wien, machten die beweglichsten Vorstellungen: das ganze Geschlecht, dessen Geburt oder Jugend in die Zeit des Kirchenstreites gefallen, wisse gar nicht, was denn die wahre Religion sei; wenn es so fortgehe, müßten die Menschen völlig gottlos und atheistisch werden.*) Selbst noch im Jahre 1536 schrieb derselbe Bischof dem Papste: wenn dieser nur jetzt Hand anlegen wolle an die Verbesserung der Mißbräuche, so sei große Hoffnung, daß ganz Deutschland, ja die ganze Kirche zu dem früheren orthodoxen, ruhigen Zustande zurückgebracht werden könne.**) Aber alles war vergeblich; die Päpste verharrten in ihrem Schweigen und in ihrer Taktik, das Concil so lange zu verhindern, bis dessen Beschlüsse auf eine bereits in ganz protestantischen Ansichten herangewachsene Generation nicht den geringsten Eindruck mehr hervorbrachten.

Und die deutsche Kirche? wo war sie damals und wie half sie sich? — Die Deutschen hatten zwar immer noch eine politische Einheit, das Reich mit dem Kaiserthum und dem Reichstage; sie hatten auch Bischöfe und Diöcesen, aber es fehlte jede höhere, organische Gestaltung und Zusammenfassung, es fehlte, mit einem Worte, eine deutsch-nationale Kirche; seit Jahrhunderten war kein deutsches Concil mehr gehalten worden, war nichts geschehen, um auch nur den ärgsten Mißbräuchen, den schreiendsten Entstellungen abzu-

*) Bei *Raynald*, Annal. eccl. a. 1536, p. 70.
**) Bei *Raynald*, l. c. a. 1536, art. 54.

helfen. In der That war auch ein solches Concil nicht wohl möglich; — es ist eine beredte Thatsache, daß in der ganzen vierzigjährigen Zeit des Reformationskampfes der deutsche Episkopat — oder auch nur eine größere Zahl von Bischöfen — keinen einzigen Versuch gemacht hat, auf einer Synode sich über die religiöse Lage Deutschlands, über gemeinschaftliche Schritte zu berathen. Es gibt in der ganzen Kirchengeschichte kaum ein Seitenstück zu dieser Thatsache; aber sie erklärt sich daraus, daß sich die Bischöfe ihrer völligen Ohnmacht bewußt waren. Denn seit der Zerrüttung des ganzen organischen Gefüges der Kirche durch die Päpste glich die deutsche Kirche einem hülf- und regungslos, mit gebundenen Gliedern, am Boden liegenden Riesen.

Das ganze Benehmen der Päpste, von Clemens VII. an bis auf Pius IV., gegenüber den stets sich erneuernden Bitten und Forderungen des Kaisers, der Fürsten, der Völker, wie es jetzt durch neuere Veröffentlichungen aufgedeckt vorliegt, war eine Kette von Winkelzügen, von Intriguen und Unwahrheiten. Pius IV. selbst äußerte unbedenklich gegen den venetianischen Gesandten Mula: seine Vorgänger hätten zwar gesagt, daß sie das Concil halten wollten, in Wirklichkeit aber hätten sie es nicht gewollt. Er selber, sagte er ferner, könnte, — nach dem Beispiele seiner Vorgänger — wenn er sich bloß den Schein geben wollte, schon mit der Frage über den Ort des Concils die Welt drei oder vier Jahre zum besten halten*).

Viele mögen es unbegreiflich finden, daß man in

*) Die Stellen bei Reimann, Forschungen zur deutschen Geschichte VI, 601 und 594.

Rom, in einer Zeit, wo ein Volk nach dem andern von der Bewegung ergriffen ward, dennoch mit so unbeugsamer Zähigkeit und Hartnäckigkeit das verweigerte, was man selbst als gerecht und billig anerkennen mußte; aber drei Ursachen wirkten hier zusammen. Die erste war der mächtige und compacte Widerstand der gesammten Umgebung des Papstes, der von den Mißbräuchen Nutzen und Gewinn ziehenden Curie. Die zweite Ursache lag in der Machtverringerung, welche freilich mit jeder Reform unvermeidlich verknüpft war, — denn eben die Entwicklung des Papalsystems mit seiner centralisirten Büreaukratie und seiner in alle Kreise verwirrend eingreifenden Machtfülle hatte die Kirche so tief herabgebracht; jede Abstellung eines Mißbrauchs, jede Verbesserung in Lehre und Zucht würde zugleich eine Minderung oder Einschränkung der päpstlichen Macht gewesen sein. Endlich aber und hauptsächlich war es, drittens, der oberste Grundsatz, die Seele der römischen Kirchenverwaltung, welche das Papstthum zum Gegner jeder Reform machte, — der Grundsatz nämlich, daß man einen einmal erhobenen Anspruch nie aufgeben, nie vor der Welt ein Unrecht oder einen Irrthum eingestehen, also auch nicht abstellen dürfe: die Autorität muß unantastbar bleiben, kann gar nicht hoch genug hinaufgeschraubt werden. Nach diesem Grundsatz richtete sich vorzüglich der neue Orden der Jesuiten, der eben jetzt dem bedrängten Papstthum zu Hülfe kam. Man zeigte dies gleich in der großen Frage des Kelches, auf dessen Bewilligung damals selbst jene Fürsten drangen, welche dem Protestantismus im übrigen ganz abgeneigt waren; denn nur dadurch glaubten sie ihre Unterthanen in der alten Kirche festhalten zu können. Die Jesuiten, Canisius voran,

drangen aber mit ihrer Behauptung durch, daß es sich bei diesen Fragen vor allem um die Autorität der Kirche handle — sie meinten die des Papstes, die ihnen allein am Herzen lag. Wie wollte man denn auch, wenn man jetzt hierin etwas nachgab, das frühere Gebahren der Päpste, die blutigen Kriege, die Hinopferung unzähliger Menschenleben beschönigen!*)

Wenn man sorgfältige Umschau hält in Deutschland während der Zeit von 1520 bis 1568, so erkennt man, wie der Widerstand des altkirchlichen Elements immer schwächer ward, die Zahl der Katholiken immer mehr zusammenschmolz und zuletzt die protestantische Anschauung wie ein mächtiger Strom, der alles mit sich fortreißt, dahin brauste. Ich habe in einem früher von mir herausgegebenen Werke mühsam alle deutschen Gelehrten aufgesucht, welche der alten Kirche noch anhänglich blieben oder doch gerne treu geblieben wären, es ist aber doch nur ein kleines Häuflein gewesen. In den Berichten päpstlicher Nuntien aus den dreißiger Jahren liest man, daß es noch viele sogenannte „Exspectanten" gab, welche unentschieden bleiben wollten, bis ein wahres Concil ihnen den rechten Weg zeige; man liest, wie diese Nuntien von den vornehmsten Männern, von Fürsten selbst, mit Thränen beschworen und angefleht wurden, daß sie doch dem Papste die dringende Nothwendigkeit eines sogleich zu versammelnden allgemeinen oder deutschen Concils, als der einzigen noch möglichen Rettung des alten Kirchenwesens, an's Herz legen sollten. Aber im Großen und Ganzen stellte sich immer mehr alles,

*) Vgl. *Sacchini*, Canisii vita, p. 199.

was wissenschaftliche Bildung besaß, auf die protestantische Seite, ganz besonders die einflußreiche Classe der Schulmänner und Humanisten, aber auch selbst der Klerus.

Der Klerus war im Anfang der Bewegung noch ungemein zahlreich, denn die deutsche Kirche war die reichste der ganzen Welt; zahllos waren die gestifteten Pfründen, selbst kleine Städtchen hatten 30 bis 40 Priester, dazu noch Klöster und Mönche. Nun sehen wir diesen Klerus schaarenweise zur Sache der Reformation übergehen oder der eingeführten protestantischen Umgestaltung ohne den geringsten Widerspruch sich unterwerfen. In den Ländern und Städten, in welchen die Reformation auf einmal, durch eine von der Staatsgewalt oder den Magistraten angeordnete Visitation und die Auferlegung einer neuen Kirchenordnung durchgeführt wurde, wanderte der katholische Klerus nicht etwa aus, was er leicht hätte thun können, sondern blieb auf seinen Stellen, in theils williger, theils unfreiwilliger Unterwerfung; auch die Aufhebung der Klöster bewirkte nur, daß die Mönche protestantische Prediger wurden oder ein bürgerliches Gewerbe ergriffen. Und doch gab es im südöstlichen Deutschland hunderte von unbesetzten Pfarreien und manches leerstehende Kloster; gerne würde man hier die vor der Reformation etwa entweichenden Priester und Mönche aufgenommen und versorgt haben, wenn sie nur gekommen wären. Und das in einer Zeit, wo ringsum in Europa, in Frankreich und England, in den Niederlanden, in Italien und Spanien, die Scheiterhaufen loderten und Tausende von Menschen lieber den Flammentod starben, als daß sie ihren Glauben verläugnet hätten!

Im Jahre 1557 berichtete der genau unterrichtete

venetianische Gesandte Badoero: sieben Zehntel der deutschen Nation seien dem Lutherthum zugethan, zwei Zehntel anderen Secten — der reformirten oder der wiedertäuferischen —, nur ein Zehntel sei katholisch geblieben. Die deutsch-österreichischen Länder und Böhmen waren größtentheils protestantisch, in Bayern der Adel; selbst Kaiser Maximilian II. gehörte, wenn er auch äußerlich katholisch blieb, diesem Bekenntnisse an.

Allmälig, seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts und im Anfange des siebzehnten, ist doch die Hälfte von Deutschland wieder katholisch geworden; zum Theil geschah dies in Folge der innern Zwietracht der Protestanten und der argen Streitsucht ihrer Theologen, welche beim Volke Widerwillen und peinliche Ungewißheit hervorbrachte und Vielen das straffe Autoritätsprincip und die Gleichförmigkeit der alten Kirche als das vorzüglichere erscheinen ließ. Hauptsächlich aber war es doch Unterdrückung, Verjagung der protestantischen Geistlichen, erzwungene Auswanderung der Beharrlichen, Vertilgung protestantischer Bibeln, Katechismen und Gesangbücher, überhaupt consequente Anwendung aller der Zwangsmittel, welche die Jesuiten in ein System gebracht hatten und in wirksamster Weise zu gebrauchen verstanden, womit die sogenannten Gegenreformationen in den österreichischen und bayerischen Ländern und in den Gebieten der geistlichen Fürsten durchgeführt wurden.

Zur augsburgischen Confession bekennt sich nun seit mehr als 300 Jahren das protestantische Deutschland, und wenn wirklich nur der Wortlaut dieser symbolischen Schrift in Mitten läge, und nur über die in ihr ausge-

sprochenen Doctrinen verhandelt werden müßte, wie sehr wäre da bei dem jetzigen Stande theologischer Erkenntniß eine Einigung erleichtert! Aber freilich, zu diesem Bekenntniß ist später noch vieles hinzugekommen: die Theologen und die von ihnen geleiteten Fürsten haben fünfzig Jahre nachher das viel weiter gehende Concordienbuch dem nach Luther sich nennenden Theile der Nation auferlegt, und allmälig ist ein Lehrgebäude aufgestellt worden, bei dessen Ausbildung die Rücksicht auf das kirchliche Alterthum nicht mehr maßgebend war, die Kirchengeschichte nicht zu Rathe gezogen wurde, obgleich Luther und Melanchthon es als eine unerläßliche Bedingung und ein Kennzeichen der wahren Lehre und Kirche erklärt hatten, daß sie mit der alten, noch unverdorbenen Kirche der ersten Jahrhunderte im Einklang stehen müsse.

Jene Generation des deutschen Volkes, welche in die Reformationsperiode eintrat, faßte noch nicht den Gedanken einer förmlichen, bleibenden Trennung von der alten Kirche; es war ja nur eine Reformation, was man begehrte, wie sie schon seit Jahrhunderten ersehnt worden war. Das alte Wohnhaus hielt man für baufällig und reinigungsbedürftig, aber man meinte nicht, daß es von Grund aus niedergerissen und auf dem Platze, wo es gestanden, ein neues erbaut werden solle. Vor dem Gedanken, daß in Deutschland von nun an zwei Kirchen in fortdauernder Feindschaft einander gegenüberstehen sollten, erschrack noch Jedermann. Auf allen damaligen Reichstagen und Religionsgesprächen ging man stets von der Voraussetzung aus, daß die Bekenner der neuen Lehre und die Anhänger der alten Kirche noch innerhalb der einen allgemeinen Kirche sich be-

fänden, daß eine Versöhnung und Verständigung noch gefunden, die gottesdienstliche Gemeinschaft wiederhergestellt werden könne und solle. Selbst als der Augsburger Religionsfrieden im Jahre 1555 eine rechtliche und politische Auseinandersetzung brachte, vertrösteten die Reichsstände sich und die Nation auf ein künftiges Concil; da dieses aber jetzt nicht erreicht werden könne, so solle noch einmal ein Religionsgespräch versucht werden, „damit", wie man sagte, „die Wahrheit an den Tag gebracht werde." — Das Gespräch wurde zwei Jahre darauf, wieder erfolglos, zu Worms gehalten. Aber man blieb noch lange dabei, die Trennung als etwas vorübergehendes, als einen provisorischen Zustand zu behandeln, wenngleich es schien, als ob die tridentinischen Schlüsse einerseits und die Concordienformel auf der andern Seite, in ihrem scharfen Gegensatze, jede Hoffnung ausschließen müßten. Aber selbst hundert Jahre nach der Trennung, in den Artikeln des westfälischen Friedens, klammerte man sich noch an die Hoffnung einer künftigen Einigung und steckte die Grenzpfähle nur, bis „durch Gottes Gnade" über die Religionsstreitigkeiten ein freundschaftliches Verständniß erreicht sei.*)

In den letzten Lebensjahren des Kaisers Ferdinand I., mit dem Jahre 1560 etwa, begann in Deutschland und überhaupt, im altkirchlichen Lager sowohl als im protestantischen, ein Umschwung sich zu vollziehen, welcher selbst die bloße Annäherung zum Behuf friedlicher Unterhandlungen immer schwieriger machen mußte, und die Spaltung verewigen zu sollen schien. Unter den deutschen Protestanten

*) S. im Instrum. pacis Westph. art. V. 14, 25, 31, 48.

wurde die lange Reihe von inneren Streitigkeiten im Sinne des strengen Lutherthums entschieden; es erfolgte der Aufbau der lutherischen Dogmatik, dieser theologischen Codification, mit geflissentlicher Schärfung aller Abweichungen von der alten Kirche, — sie erfolgte auf der Grundlage der Concordienformel, welche nicht mehr ein gemeinsames Bekenntniß, gleich der Augsburger Confession, sondern ein theologisches Gesetzbuch war, das die Fürsten mit allen Herrschafts- und Zwangsmitteln handhabten. Von da an mußte jedes auf Frieden und Wiedervereinigung gerichtete Bestreben unterbleiben.

Verhängnißvoller noch war die Wendung, welche um dieselbe Zeit in der katholischen Kirche eintrat, zusammenfallend mit der letzten Periode des tridentinischen Concils und mit dem Emporkommen des Jesuitenordens. Bisher, namentlich seit dem Jahre 1540, zum Theil schon früher, hatte sich in der katholischen Kirche eine ansehnliche Zahl gelehrter Männer befunden, welche, der altkirchlichen Lehre und Gemeinschaft zugethan, gleichwohl gründliche Reformen, Rückkehr zu den früheren, reineren Einrichtungen der Kirche und daher auch große, der protestirenden Seite zu machende Zugeständnisse empfahlen. Solche Männer waren früher Erasmus und seine Freunde gewesen; dann Witzel, Staphylus, Cassander, Wild (Ferus); in Frankreich d'Espense, Gentian Hervet, der Kanzler L'Hopital und andere. Im ganzen gleicher Gesinnung war der milde Kaiser Ferdinand I., darin verschieden von seinem Bruder, dem spanisch gesinnten Karl V., welcher in allen Bewegungen jener Zeit im Grunde doch nur die mit Feuer und Schwert auszurottende Häresie erblickte. Ferdinand und sein Sohn Max II. ver-

trauten noch auf eine Versöhnung; der erstere rief die irenischen Denkschriften von Cassander und Witzel hervor und forderte geraume Zeit von dem tridentinischen Concil mit allem Nachdruck weitergehende kirchliche Reformen. Er erreichte sie nicht und gab endlich, wenn auch widerstrebend, seine Einwilligung, daß das Concil geschlossen wurde, ohne auch nur den bescheidensten Anforderungen einer Kirchenreform genügt zu haben.

Witzel's und Cassander's Denkschriften einerseits und die Gutachten und Einwirkungen der gleichzeitigen Jesuiten, Lainez, Salmeron, Canisius, andrerseits lassen die weite Kluft erkennen, welche sich eben in der katholischen Kirche zu bilden im Begriffe stand. Jene Männer gingen von der Ansicht aus, daß man — mit Cassander's an Kaiser Ferdinand gerichteten Worten zu sprechen — die Meinung und das Urtheil der alten Kirche wieder aufsuchen müsse, um nach ihrer Gestalt, so weit möglich, diese gegenwärtige Kirche, welche von jener stammt, wieder herzustellen und zwar nach der Form, die sie nach Constantin, in ihrer vollen freiheitlichen Entwicklung, und in der Zeit und Thätigkeit der großen Concilien hatte. „Das Ansehen dieser Kirche", sagt Cassander weiter, „ist ja auch so anerkannt, daß beide Theile, auch derjenige, welcher auf die heilige Schrift allein sich zu berufen pflegt, an den Richterspruch dieser alten Kirche appelliren."

Das Entgegengesetzte hievon geltend zu machen, bemühten sich die Jesuiten. Nach ihrer Auffassung und Darstellung ist die Kirche ein großes, allumfassendes Reich, eine absolute Monarchie, welche von einem Menschen, dem Papst, mit schrankenloser Machtfülle beherrscht wird. Ihm

sind Alle, Laien wie Kleriker, Könige wie Bettler, gleichmäßig und unbedingt unterworfen; Niemand hat ihm gegenüber irgend ein Recht; jede Gewalt ist nur ein Ausfluß der seinigen, etwas von ihm auf Ruf und Widerruf geliehenes. Dieses päpstliche Reich bedarf zu seiner Erhaltung und Ausbreitung aller Mittel des Zwanges und der Gewalt, der Leibes- und Lebensstrafen, und vollzieht dieselben theils unmittelbar, theils durch Anrufung des zu willfähriger Vollstreckung verpflichteten weltlichen Armes. Den Widerstrebenden und Ungehorsamen irgendwelche Zugeständnisse zu machen, das hieße nur die Rebellion belohnen und aufmuntern. Zudem bedarf das Papstthum sehr großer Einkünfte und stetig zufließender Geldmittel aus der ganzen Welt, einerseits wegen der ungeheuren Kosten, welche eine bis in's kleinste eingreifende Regierung eines Reiches von 200 Millionen mit sich bringt, anderseits um seine zahlreichen Diener und Werkzeuge reichlich belohnen zu können. Deshalb sind alle kirchlichen Reformen, welche die päpstlichen Einkünfte irgendwie zu schmälern geeignet wären, schon darum verwerflich.

Allerdings konnte zwischen jenen reformatorisch gesinnten Theologen und den Jesuiten nur bittere Feindschaft sein, so daß Witzel mit Recht sagte: „auf's grimmigste werden wir von ihnen angefeindet, weil sie dieses verunstaltete Antlitz der Kirche, gerade so wie es heute ist, beibehalten sehen und eine Verbesserung der Kirche durchaus nicht dulden wollen, gemäß den Grundsätzen ihres Ordens."*)

---

*) In einem Briefe an Cassander 1565 kurz vor seinem Tode geschrieben, s. Illustrium et clarorum virorum Epistolae ed. Lugd. Batav. 1617, p. 280.

Die Männer dieser reformatorischen Richtung starben bald weg. Die Erben ihrer Gesinnung mußten schweigen und sich verbergen, denn die Jesuiten eroberten von da an in raschem Siegeslauf die katholischen Hochschulen und die Gymnasien, wurden die Beichtväter und Gewissensräthe an den katholischen Höfen; wer hätte sich im katholischen Deutschland ihrer Herrschaft noch entziehen, wer noch eine ihnen mißfällige Ansicht äußern dürfen! Zudem wurde fortan jede Schrift, welche noch irgendwie auf Zugeständnisse hinwies, die den Anhängern der Reformation gemacht werden sollten, sofort in Rom verdammt, und jede solche Verurtheilung wurde zu einer Gefahr für den Verfasser. So schien denn auf der einen wie auf der andern Seite sogar jede Annäherung unmöglich. In allen von katholischen Fürsten schon früher besessenen oder ihnen neu zugefallenen Gebieten ward unter jesuitischer Leitung die protestantische Religionsübung unterdrückt; die Jesuiten legten es offen darauf an, den Augsburger Religionsfrieden zu untergraben. Man ging dem dreißigjährigen Kriege mit starken Schritten entgegen!

Hier nun muß ich auf eine eigenthümliche Schwierigkeit hinweisen, welche sich jeder Annäherung und friedlichen Auseinandersetzung zwischen der deutsch-protestantischen Kirche und einer der alten Kirchen in den Weg stellt. Es ist dies die Unterbrechung der kirchlichen Succession, die Abschaffung des Episkopats und der bischöflichen Ordination der Presbyter. Eine äußerlich drängende Nothwendigkeit hiezu hatte für Luther und seine Gehilfen nicht vorgelegen, denn frühe schon traten einige katholische Bischöfe auf ihre Seite. Aber sie meinten, weil im Neuen Testament die Namen: „Epis-

kopos" und „Presbyter" noch abwechselnd gebraucht würden, und in den ersten Anfängen eine Scheidung der beiden Aemter, des bischöflichen und des presbyterialen, noch nicht hervortrete, so solle man dieselbe als eine spätere, bloß menschliche Einrichtung fallen lassen. Damit fiel aber sehr viel, und mehr wohl, als sie anfänglich sich klar machten. Denn damit war das Band zerrissen, welches sie an die alte apostolische Kirche knüpfte und die Brücke abgebrochen, mittels welcher eine Gemeinschaft oder wechselseitige Einwirkung zwischen ihrer Kirche und den alten Kirchen hätte bewahrt oder neu eröffnet werden können. Es ergab sich dieß sofort in dem Verhältniß zu der doch gleichfalls aus der Reformation hervorgegangenen englischen Kirche: diese, da sie den Episkopat und mit ihm die Succession und Ordination beibehalten hat, muß jedem deutsch-protestantischen Geistlichen, welcher in ihren Dienst treten will, die Bedingung auferlegen, sich erst bischöflich ordiniren zu lassen, während sie einen zu ihr übertretenden lateinisch-katholischen oder griechischen Priester, da seine Ordination als gültig betrachtet wird, ohne weiters zuläßt. An der bischöflichen Ordination hängt nun aber die Consecration des heiligen Abendmahls, hängt die Absolution. Und das alles opferte man auf Grund einer immerhin zweifelhaften Bibelerklärung, da doch selbst nicht wenige protestantische Theologen die Einführung des Episkopats durch die Apostel, wenn auch erst in den letzten apostolischen Zeiten, annehmen zu müssen glaubten, und jedenfalls alle zugeben mußten, daß die ganze Geschichte der Kirche, vom Tode der Apostel an, das bereits fertige und allenthalben bestehende Episkopat zeige, ja ganz und gar von dem Episkopat getragen werde.

Zwei Männer, Leibniz und Jablonski, haben gleichzeitig, um das Jahr 1701, das Bedenkliche der Lage erkannt, in welche sich hiedurch die Kirche der deutschen Reformation versetzt habe, und haben sich mit Erwägungen beschäftigt, wie dieses Gebrechen zu heben sei.

Leibniz meinte: es wäre besser gewesen, wenn die Reformatoren die linea ordinationis (Succession), welche in der alten Christenheit richtig fortgegangen, nicht unterbrochen hätten, wenn die Bischöfe in ihrem Stande geblieben und, wie vormals, Priester von Bischöfen wären ordinirt worden.*)

Der preußische Hofprediger Jablonski**) machte ähnliche Gründe geltend; er meinte: die Abschaffung des Episkopats sei geschehen, um der römischen Kirche möglichst wehe zu thun, wobei man aber auch alle morgenländischen und die englische Kirche, sowie das ganze christliche Alterthum, gegen sich habe; er fügt bei, die Wiedereinführung des Episkopats sei um so wünschenswerther, als es sonst aussehe, als habe man mit der Trennung von der römischen auch von der ganzen allgemeinen Kirche sich getrennt. Jablonski verschwieg aber auch nicht, daß einer solchen Wiedereinführung große Schwierigkeiten entgegenstünden, welche nur „durch ein großes Maß heroischen Geistes" überwunden werden könnten.

Beide Vorstellungen, die von Leibniz wie die von Jablonski, waren an den König von Preußen, Friedrich I., gerichtet, und wirklich ließ dieser bei Annahme der Königs-

*) Seine Denkschrift für den preußischen Hof in Joh. Erh. Kappen's Sammlung einiger vertrauten Briefe. Leipzig 1745, S. 250.

**) S. Henke's Magazin. 1795. V, 222.

würde zwei Prediger, Ursinus und Sander, durch Vermittlung der englischen Kirche zu Bischöfen weihen; aber mit dem Tode beider erlosch dieser Episkopat wieder.

In unsern Tagen hat Friedrich Wilhelm IV. die Sache wieder aufgegriffen, und die von ihm betriebene Errichtung des protestantischen Bisthums zu Jerusalem hatte zum Theil dieses Ziel: hier sollte ein der englischen Kirche angehöriger Bischof deutschen Geistlichen die Ordination ertheilen; in der Instruction des Königs finden sich die offenbar von ihm sorgfältig gewählten Worte: vertrauensvoll biete er seine Hand der bischöflichen Kirche Englands, welche mit evangelischen Grundsätzen eine auf Allgemeinheit hinzielende geschichtliche Verfassung und kirchliche Selbstständigkeit verbinde.*) Wie sich hier in zarter, aber doch sehr verständlicher Weise das Gefühl ausspricht, daß seine Kirche doch allzusehr isolirt und den alten großen Gemeinschaften entfremdet sei, so ist auch bekannt, daß Friedrich Wilhelm IV., unzufrieden mit seinem „Summepiskopat", die Leitung der Kirche gerne in geeignetere Hände gelegt hätte, und daß er dabei an eine bischöfliche Verfassung dachte.

*) Eilers, Meine Wanderung durch's Leben. Leipzig 1861. VI, 215.

V. Vortrag.

Wiedervereinigungsversuche auf dem Continent im 17. Jahrhundert.

Fast ein Jahrhundert lang haben die Deutschen mit bewundernswerther Geduld den kirchlichen Riß durch eine Menge von öffentlichen Religionsgesprächen zu heilen versucht; zuletzt noch im Jahre 1601 zu Regensburg und im Jahre 1618 zu Prag. Daraus wurden aber nur schulgerechte Disputationen, in denen alles auf dialectische Gewandtheit und Schlagfertigkeit ankam und das ganze Bestreben darauf gerichtet war, den Gegner in Verlegenheit zu setzen, in Widersprüche zu verwickeln. Der Erfolg war denn auch meist nur der, daß man mit vermehrter Bitterkeit und ohne irgend einen reellen Gewinn an wechselseitigem Verständniß von einander schied. Das wird denn auch stets sich wiederholen, wo man, überzeugt von der eignen Vortrefflichkeit und Unverbesserlichkeit, nur darauf ausgeht, „Eroberungen" zu machen, andere einfach zu sich herüberzuziehen.

In der Zeit nach dem 30jährigen Kriege fühlten sich in der lutherischen Kirche viele sehr unbehaglich und un-

befriedigt. Man empfand die Fürstenherrschaft über die Kirche, ihre völlige Abhängigkeit von den weltlichen Herrschern und ihren theologischen Rathgebern, als einen schweren und demüthigenden Druck. Zwar hatten jene schmählichen, gewaltsamen Religionsveränderungen ganzer Länder, wie sie in der Pfalz, in Anhalt und anderwärts vorgekommen waren, seit dem westfälischen Frieden aufgehört; der Religionswechsel der Fürsten war nunmehr Privatsache. Aber das Kirchenwesen selbst blieb doch ganz in den Händen der von Hofbefehlen abhängigen Consistorien. Dazu kam die theologische Verknöcherung und strenge Gebundenheit der Lehre, die nun schlechterdings bei der im Jahre 1580 in der Concordienformel erreichten Form und Satzung festgehalten werden sollte.

Da trat eine doppelte Reaction ein: eine bei den Laien und eine bei den Theologen. Die der Laien äußerte sich zum Theil in häufiger werdenden Uebertritten zur katholischen Kirche: manche fanden, daß die Autorität von Päpsten und Concilien doch noch besser sei, als die eines weltlichen Fürsten. Bei anderen Laien erkennen wir eine auf practische Frömmigkeit gerichtete Tendenz; man kann sagen, die ganze religiöse Laien-Literatur vom 17. bis weit in's 18. Jahrhundert hinein sei durchzogen von einer tiefen Unzufriedenheit über den Zustand des protestantischen Kirchenwesens und über die gewöhnlich vorgetragene Lehre.

Die theologische Reaction entwickelte sich besonders in den Schriften und in der Schule des Georg Calixtus, wie sich dieselbe auf den beiden Hochschulen Helmstädt und Königsberg ausbildete. Calixtus drang auf die Geltung der richtig verstandenen kirchlichen Ueberlieferung, nämlich der übereinstimmenden Lehre der Kirche in den ersten fünf

Jahrhunderten; dieses Zeugniß der Kirche müsse neben dem allerdings nothwendigen Beweis der Schriftmäßigkeit einer Lehre beigezogen werden. Damit kam er den alten Kirchen, der morgenländischen wie der lateinischen, nahe, rief aber den stärksten Widerspruch in seiner eigenen Kirche hervor. Für seine Ansicht, daß die drei Particularkirchen sich nicht für fehlerlos und unverbesserlich halten dürften, vielmehr von einander zu lernen hätten — eine Ansicht, die heute von so vielen und gerade den besten Männern getheilt wird — fand er damals noch keinen Eingang, weder auf der einen noch auf der andern Seite.

Inzwischen aber mehrten sich, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, die Uebertritte zur katholischen Kirche. Sogar die geistvolle, hochgebildete Tochter Gustav Adolf's, Königin Christine, wurde mit Verzicht auf den schwedischen Thron katholisch, um sich vor der Gefahr des Versinkens in philosophische Zweifel in das sichere Schiff der kirchlichen Autorität zu retten. Noch merkwürdiger war der Uebertritt des kenntnißreichen Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, der dann, nach zwanzig Jahren der Zugehörigkeit zu der selbst erwählten Kirche, freilich große Gebrechen in ihr entdeckte und dieselben in einem Buche voll scharfen aber wohlgemeinten Tadels aufdeckte. Bei anderen in eben jener Zeit erfolgten Uebertritten von Fürsten und Fürstinnen spielten allerdings auch minder lautere Beweggründe mit.

Noch anderes wirkte damals zusammen, um unter denkenden Protestanten eine Sehnsucht, wo nicht nach der katholischen Kirche, doch nach einer Aneignung ihrer Vorzüge hervorzurufen. Der Niederländer Hugo Grotius, als vielseitiger und scharfsinniger Gelehrter in ganz Europa hoch

angesehen, hatte in seinen sehr verbreiteten Schriften, in ähnlicher Weise wie Calixtus und noch weiter gehend als dieser, die allzu große und tiefgehende Abweichung des Protestantismus von der Kirche der ersten Jahrhunderte und die Nothwendigkeit, entweder eine Wiedervereinigung mit der alten Kirche zu suchen oder doch vieles Weggeworfene wiederherzustellen, geltend gemacht.

Später brachte es in ganz Europa einen großen Eindruck hervor, daß in der Person des elften Innocenz einmal ein wahrhaft frommer, musterhaft lebender Papst den römischen Stuhl einnahm — ein Mann, der nun freilich sofort mit den Jesuiten in ernste Conflicte gerieth, und einen, wenn auch schwachen und zuletzt mißlungenen Versuch machte, ihrer verderblichen Morallehre Einhalt zu thun. Er ist denn auch der einzige unter den Päpsten, der sich den Protestanten so weit genähert, daß er die auf weitgehenden Zugeständnissen fußenden Unterhandlungen Spinola's vollkommen billigte. Diese Theilnahme des Papstes sollte jedoch geheim bleiben und Spinola nur in eigenem Namen, ohne Berufung auf die päpstliche Vollmacht, verhandeln, weil die französische Faction der Cardinäle in Rom sich widersetzte: eine religiöse Einigung Deutschlands wäre damals wie später der französischen Politik sehr unbequem gewesen.*)

Die Versuche und Bemühungen um eine kirchliche Wiedervereinigung begannen im Jahre 1675 und wurden etwa dreißig Jahre hindurch fortgesetzt. Ein als Beichtvater der Gemahlin des Kaisers Leopold nach Deutschland gekommener

---

*) S. *Careil,* Oeuvres de Leibniz. I. Paris 1859, p. CXXXI.

Spanier, Rojas de Spinola, Bischof von Tina, nachher von Wiener-Neustadt, machte den Anfang. Deutschland stand noch in den Nachwehen des dreißigjährigen Kriegs; die Haupt-Urheber desselben, die Jesuiten, waren an den beiden Höfen von Paris und Wien so mächtig als jemals; Kaiser Leopold sowohl als König Ludwig XIV. hatten ihr Gewissen der Leitung von Jesuiten anvertraut, folgten in religiösen Dingen unbedingt ihren Rathschlägen; wenn die Häuser Habsburg und Bourbon sich verständigten und ihrem nun schon 150 Jahre fortdauernden Kampf entsagten, schienen sie stark genug, den Protestantismus auf dem Continent zu unterdrücken, zumal diesem eine starke und imponirende Schutzmacht mangelte. Dazu war jedoch bei der feindlichen Stellung, welche Ludwig zum Kaiserhause wie zum deutschen Reich einnahm, keine Aussicht. Dem Kaiser Leopold lag das Gelingen des Unternehmens so sehr am Herzen, daß er zuletzt sogar die Unionsverhandlungen nach Wien zog und Leibniz dahin berief.

Auf protestantischer Seite standen Leibniz und Molanus, — der letztere ein gründlicher Theologe aus der Schule des Calixtus, jener der hervorragendste Mann, welchen Deutschland damals besaß, ebenso scharfsinnig als vielseitig und von unermeßlichem Wissen, ein universaler Geist in seiner Zeit, wie Aristoteles im Alterthum, im Grunde der erste, welcher Deutschland nach dem tiefen Fall des 17. Jahrhunderts vor dem Ausland wieder zu Ehren brachte.

Durch Vermittlung fürstlicher Frauen wurde nach einiger Zeit der angesehenste der französischen Bischöfe, den man fast das theologische Orakel seiner Zeit nennen dürfte, — Bossuet, zu den Verhandlungen beigezogen. Bossuet's be-

rühmte „Exposition“ war vor einigen Jahren erschienen und bald in alle Sprachen übersetzt worden. Sie beabsichtigte, das, was wirklich Glaubenslehre ist, abzusondern von bloßen theologischen Behauptungen oder Consequenzen und es in einer die Protestanten am wenigsten abstoßenden Gestalt vorzuführen. Sie war in Rom von Papst und Cardinälen approbirt und gepriesen worden und erlangte ein nahezu symbolisches Ansehen, welches sie bis in die jüngste Zeit sich bewahrt hat. — Jetzt freilich ist sie, gleich so vielen andern Schriften und Darstellungen, abgethan und antiquirt, da sie von den neuen, erst seit 1854 verfertigten Glaubensartikeln nichts enthält und Dinge als bloße Schulmeinungen bezeichnet, welche jetzt als göttliche Offenbarungen geglaubt werden sollen. So hat Bossuet in dieser Schrift die Frage von der Unfehlbarkeit als etwas, was den Glauben nicht betreffe und bloßer Schulstreit sei, bei Seite geschoben, und dieß wurde damals in Rom gebilligt. Jetzt freilich gilt Bossuet im eigenen Vaterlande nicht mehr, wie früher, als der klassische Theologe und vorzüglichste Kirchenlehrer neuerer Zeit, sondern als ein Mann, welcher sein gelehrtestes und umfassendstes Werk, die Arbeit vieler Jahre, der Begründung und Vertheidigung einer grundstürzenden Irrlehre gewidmet und einen beträchtlichen Theil seines Lebens mit Entstellung der Thatsachen und Verdrehung von Texten zugebracht habe. So muß ja jetzt jeder Infallibilist über Bossuet urtheilen!

Wo zwei Männer von der Geistesgröße eines Leibniz und eines Bossuet sich gegenüberstanden, schien die Welt großes erwarten zu dürfen.

Als erste Bedingung bei solchen Verhandlungen mußte

damals katholischerseits das Verlangen gestellt werden, daß die Protestanten den Papst fernerhin nicht mehr als den Antichrist ansehen und bezeichnen sollten. Spinola und Molanus meinten schon etwas Großes erreicht zu haben, als sie darüber sich verständigt hatten; denn diese Vorstellung war noch so allgemein verbreitet und beherrschte noch in so hohem Grade Gedanken und Gefühle des protestantischen Volkes, daß ein Zeitgenosse, Herrmann von der Hardt, an den Helmstädter Theologen Fabricius schreiben konnte: „Mit der Vorstellung vom Antichrist sind alle Evangelischen so bezaubert, daß, weil die Einbildung feststeht, Papst und Papstthum seien der Antichrist und das Antichristenthum, sie die katholischen Leute ärger fliehen als die Schlangen im Garten und meinen, sie sähen einen Drachen oder bösen Geist, wenn sie einen katholischen Menschen antreffen.“*)

Nach der allgemein verbreiteten Vorstellung sollten nämlich die Bilder der Apokalypse von der Buhlerin auf dem Thiere, die trunken ist vom Blute der Heiligen und der Zeugen Jesu, und von der völkerverführenden Babel nicht vom heidnischen, sondern von dem päpstlichen Rom zu verstehen, der Papst selbst der biblische Antichrist sein — eine Meinung, die sogar von Theologen für das Fundament der Religion erklärt wurde, obgleich sie, biblisch unhaltbar, in arge Widersprüche verwickelte. Aber sie hatte nicht ohne Schuld Roms sich gebildet. Wenn die Päpste immer wieder zu Religionskriegen aufforderten, wenn sie die blutige Ausrottung aller Andersgläubigen empfahlen und bis ins 17. Jahrhundert hinein zu Rom selbst das

---

*) Meusel's Magazin, 1788. II, 118.

Beispiel von Hinrichtungen wegen protestantischer Lehre gaben, so konnte es nicht fehlen, daß das Volk in dem Johanneischen Weibe, welches trunken ist vom Blute der Heiligen und der Zeugen Jesu, das Papstthum zu erkennen wähnte. Desgleichen war es leicht, dem Volke in dem von Paulus angekündigten Menschen der Sünde mit seinem lügenhaften Wundern, der sich über alles Göttliche überhebt und sich in den Tempel Gottes setzt, den Papst zu zeigen, mit seiner angemaßten Statthalterschaft Gottes und seinem Anspruch auf schrankenlose Herrschaft über alle Völker und Kirchen. So wenig diese Deutungen auch exegetisch haltbar sind, sie haben eine unermeßliche Wirkung gethan; schon im Reformations-Zeitalter meinten viele, nur auf Grund derselben könne man mit gutem Gewissen sich von der großen alten Kirche trennen und eine neue Kirche aufrichten: denn von Babel oder Rom ist ja Offenb. 18, 4 gesagt: „Gehet aus von ihr, mein Volk, damit ihr keine Gemeinschaft habet an ihren Sünden." Noch im vorigen Jahrhundert sind diese Vorstellungen von unberechenbarem Einfluß gewesen und haben sich wie eine eherne Mauer zwischen Katholiken und Protestanten gestellt; zur Stunde noch sind sie tief gewurzelt und mächtig in England und in Amerika, dort auch von einer zahlreichen, immer noch wachsenden apokalyptischen Literatur getragen. In Deutschland dagegen sind sie — trotz der Bejahung in den schmalkaldischen Artikeln — schon seit geraumer Zeit aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden, und damit ist, wie mir scheint, eines der stärksten Hindernisse der Annäherung und Verständigung unter den Confessionen weggeräumt.

Damals aber, am Ende des 17. Jahrhunderts, stand

es in Deutschland ganz anders. Da ward Jahr aus Jahr ein in jeder evangelischen Gemeinde das Lied gesungen: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord", und die Ereignisse lieferten fast alljährlich den praktischen Commentar zur Gleichstellung der zwei großen Gegner. Eben hatte wieder in Ungarn eine blutige, zehn Jahre lang andauernde Verfolgung der Protestanten stattgefunden; was Ludwig XIV. in Frankreich an den Reformirten verübte, war ohnehin weltbekannt, und so fehlte es den Predigern nie an Veranlassung, ihre Gemeinden zur Fürbitte für ihre durch die Tyrannei des Antichrist schwer bedrängten Glaubensgenossen aufzufordern. Bei der dadurch erzeugten Volksstimmung durften theologische Unionsbestrebungen nicht einmal zu den Ohren des Volkes dringen, mußten vielmehr sorgfältig geheim gehalten werden.

Leibniz ist zwar keineswegs heimlicher Katholik gewesen, wie man aus seiner vor etwa 50 Jahren aufgefundenen und gedruckten Schrift, dem sogenannten Systema theologicum, schließen zu dürfen wähnte. Diese Schrift sollte nur zeigen, was ein denkender Mann, wenn er sich ganz auf den katholischen Standpunkt versetze, zu Gunsten der streitigen Dogmen etwa sagen könne. Aber allerdings gehörte er auch dem protestantischen Bekenntniß, an welchem er vieles mißbilligte, nicht an; wenn er in der katholischen Kirche geboren wäre, schrieb er dem Landgrafen Ernst, würde er sie nie verlassen haben; aber eintreten in dieselbe könne er nicht, so lange sie gewisse Lehren in ungemilderter Schroffheit zu bekennen auferlege. Nach seiner Meinung sollte alles, was sich als eine schon in der alten Kirche des Rö-

merreiches allgemein geglaubte Lehre erweise, auch von protestantischer Seite zugestanden werden. In der That hatte schon Molanus in seinen Ausführungen so viele Anstöße zu heben gewußt, daß Bossuet meinte, wenn auch die übrigen Theologen ihm beistimmten, sei die Vereinigung fast schon vollbracht.

Nun aber glaubten beide Männer, Leibniz wie Molanus, darauf bestehen zu müssen, daß das tridentinische Concil mit seiner Menge von Anathemen suspendirt und die Streitfragen auf einem neuen, von Katholiken und Protestanten gemeinschaftlich zu haltenden Concil geprüft und verglichen würden. Leibniz berief sich dabei auf das den Hussiten zu Basel gemachte Zugeständniß; noch treffender wäre das Beispiel der Florentiner Synode gewesen, wo man, ohne Rücksicht auf die Entscheidungen der Synode zu Lyon vom Jahre 1274, den Griechen zu Gefallen alle Unterscheidungspunkte noch einmal erwogen und gemeinschaftlich ausgeglichen hatte. Doch an dieser Forderung scheiterte alles.

Die größten Schwierigkeiten, die nicht wegzuräumenden Steine des Anstoßes, kamen nicht einmal zur Sprache, oder wurden nur gelegentlich angedeutet. Derselbe Molanus, der sich in den Dogmen so versöhnlich und fast katholisch gesinnt zeigte, äußerte nachher gegen seine Standesgenossen: „Der Widerruf des Edicts von Nantes und die Verfolgung der Protestanten in Frankreich, sowie die Thatsache, daß selbst der beste unter den Päpsten, Innocenz XI., beides förmlich gutgeheißen hat, das sind Dinge, welche mich in der Absonderung der evangelischen Lehre von der

päpstlichen mehr bestärkt und befestigt haben, als die Lectüre aller evangelischen Streitschriften, die je in meine Hände gekommen sind."*) Das wollte, so einleuchtend es doch jedem Denkenden erscheinen mußte, selbst Bossuet nicht sehen, daß eine Kirche, für welche Gewissenszwang und blutige Ausrottung aller Andersgläubigen Princip und Regel ist, nur Haß und Abscheu hervorrufen könne. Indeß scheint doch sogar ein Papst — Clemens XIV. — diese Einsicht besessen zu haben. Er sagt einmal: „Welchen glücklichen Umschwung würde man gesehen haben, wenn man, statt die Irrgläubigen zu verfolgen, sie bloß mit aller möglichen Zärtlichkeit gebeten und beschworen hätte, sich nicht vom Mittelpunkt der Einheit zu entfernen; wenn man ihre Zweifel mit Güte aufgeklärt, ihre Einwürfe mit Geduld angehört, wenn man überhaupt mit ihnen so geredet hätte, wie die Religion selbst redet, ohne Bitterkeit und ohne Hochmuth."**) Ich weiß nicht, ob Ganganelli, als er dies schrieb, sich erinnerte, daß er mit diesen Worten eine lange Reihe seiner Vorgänger, namentlich den kanonisirten Pius V., verurtheile!

Und noch anderes stand feindlich und drohend im Hintergrunde und legte sich wie ein finsterer Schatten auf jeden Keim einer Friedenshoffnung. Vor allem die römische Vorstellung von der schrankenlosen Macht des Papstthums, welcher gegenüber jeder Versuch, sie in apologetischen Schriften und Glaubens-Expositionen gemildert oder erträglich und

*) Der Brief steht bei Leuckfeld, Antiquitates Amelunxbornenses, p. 113.

**) Lettere interessanti di Clemente XIV. Venezia 1778. IV, 60.

wohlthätig erscheinen zu lassen, — wie z. B. Bossuet und vor ihm Veron gethan hatten — zuletzt doch illusorisch werden mußte. Es hat wohl nie einen Protestanten gegeben, der das Papstthum günstiger beurtheilt hätte als Leibniz: die weltliche Herrschaft der Päpste wünschte er noch erweitert, auf ganz Italien ausgedehnt zu sehen, damit dieselben um so besser als europäische Schiedsrichter Eroberungskriege zu verhindern im Stande wären; aber eine despotische, unbedingte Gewalt, wie sie die Jesuiten und alle Romanisten dem römischen Hofe zueigneten, hielt doch auch er für ebenso unerträglich als schädlich.

Sodann war es ein stehender Vorwurf und Einwand, welcher gegen jede für Protestanten berechnete Darstellung der katholischen Glaubenslehre erhoben wurde, daß gar manches, was sich da auf dem Papier gut und unverfänglich ausnehme, in der Wirklichkeit, in der praktischen Anwendung, im Volksleben, eine ganz andere, höchst anstößige Gestalt bekomme. Dieses Gefühl sprach sich lebhaft aus in dem allgemeinen Widerspruch, welchen Bossuet's Darstellung im protestantischen Europa hervorrief. Auch Molanus verschwieg nicht: in der Lehre sei die päpstliche Kirche lange nicht so schlimm, als im Cultus, wie er besonders in den ganz katholischen Ländern, in Italien, Spanien und anderwärts, im Schwange sei; dort sei er dermaßen verderbt, daß ein denkender, mit der evangelischen Lehre unbekannter Mensch die christliche Religion für eine politische Erfindung zur Unterjochung der Menschen halten müsse.*) Die völlige Rath-

*) Vgl. Höck, Anton Ulrich und Elisabeth Christine v. Braunschweig. Wolfenbüttel 1845. S. 113.

losigkeit in dieser Beziehung kam zu Tage, wenn man, im Hinblick auf eine Union, erwog, wie auch nur die ärgsten Auswüchse eines rohen und unsittlichen Aberglaubens, durch dessen Pflege und Ermunterung die Gewinnsucht der geistlichen Orden das Volk ausbeutete, beschränkt werden könnten. Hier wußte, bei der unabhängigen Stellung dieser Orden und ihren finanziellen Bedürfnissen, Niemand ein wirksames Mittel der Zügelung anzugeben. „Das bleibt immer die große Frage“, sagt Leibniz einmal, „wie weit es denn zulässig ist, die öffentlichen Verderbnisse zu dissimuliren, besonders wenn es aussieht, als ob in den Schritten, die man thut, eine stillschweigende Billigung derselben liege.“*)

Bossuet's Biograph, der Cardinal Bausset, weiß sich nicht zu erklären, durch welches Verhängniß diese hoffnungsreichen und schon so weit geführten Einigungsbemühungen, in denen Scharfsinn, Gelehrsamkeit und guter Wille in reichem Maße zusammengewirkt hätten, zuletzt doch ganz spurlos im Sande verlaufen seien; er meint, die Einmischung von Leibniz, der die Theologen eingeschüchtert, habe alles verdorben. Keineswegs! vielmehr würde Leibniz noch einiges zugestanden haben, was den Theologen bedenklich erschien. Der wahre Grund lag anderswo! Mit einer Kirche, in welcher das Bekenntniß des Lebens, des Handelns und des Zulassens so weit verschieden ist von dem Bekenntniß der Theorie, kann man eben nicht weiter als zu bloß theoretischen Verhandlungen kommen. Bossuet selber

*) Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Briefwechsel, hg. von Rommel. II, 178.

wollte das freilich nicht einsehen; so oft ihm ein arger Mißbrauch vorgehalten ward, pflegte er mit siegreicher Miene auf die Substanz des Dogmas, welches davon nichts enthalte, hinzuweisen. Und doch hätte man geradezu ihn selber, den großen Bischof und gefeierten Kirchenlehrer, als ein redendes Beispiel kirchlicher Ohnmacht anführen können. Er fand sich damals in seiner eigenen Kirche einer erst hundert Jahre früher ersonnenen Lehre gegenüber, welche für die religiöse Stellung jedes Christen von ganz entscheidendem Einfluß sein mußte — der Lehre, daß die bloße Furcht, ohne Liebe Gottes, zum Empfang der Sündenvergebung hinreiche; er hielt diese Lehre für einen höchst schädlichen, das Christenthum in seinem innersten Wesen antastenden Irrthum; er schrieb dagegen; aber er mußte es geschehen lassen, daß der mächtigste unter den geistlichen Orden, mit Wissen und Unterstützung des römischen Stuhls, diese Irrlehre in Schutz und Pflege nahm, und im Beichtstuhl in seiner eigenen Diöcese nach ihr verfuhr; und dieser selbe Mann fand es ganz in der Ordnung, daß man jeden, der etwa das Abendmahl nach Christi Einsetzung austheilen oder empfangen wollte, aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen hätte. So verstehen es selbst große Theologen, Mücken zu seigen und Kamele zu verschlucken, aber bloß um der Einigkeit und des Gehorsams willen!

Seit jenen fruchtlosen Versuchen von Bossuet, Molanus und Leibniz — also seit 170 Jahren — ist weder in Deutschland noch anderwärts wieder etwas ähnliches unternommen worden. Man war eben gründlich entmuthigt und abgeschreckt. Auf protestantischer Seite ließ schon der allmälig sich verbreitende Rationalismus keinen Unions-Ge-

danken mehr aufkommen; und auf katholischer Seite hätte man erst nach der Aufhebung des Jesuitenordens (im Jahre 1773) an eine Wiederaufnahme jener früheren Bestrebungen denken können. Aber man hatte im eigenen Hause mit Reformversuchen zu viel zu thun, und die besten meinten: nur in ein gereinigtes Haus solle man die herbeigesehnten Gäste einzuziehen einladen.

In der Gegenwart nun zeigen sich Erscheinungen, welche eine scheinbare oder wirkliche Verwandtschaft mit jenen Ideen und Bestrebungen haben; ihnen durch diese Vorträge Eingang in die Gemüther gläubiger Christen zu bahnen, ist mein Wunsch. Mancher möchte wohl die „Evangelische Allianz" dahin rechnen, dieses brittisch-amerikanische Erzeugniß eines gewissen Unions-Sinnes. Aber diese Verbindung, von der es seit geraumer Zeit wieder sehr still geworden ist, hat sich darauf beschränkt, ein bloß äußerliches Zusammenhalten und eine gemeinschaftliche Action aller protestantischen Genossenschaften, zu Schutz und Trutz gegen die alten Kirchen, zu Stande zu bringen. Die Union der lutherischen und der reformirten Kirche, welche durch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen durchgeführt worden, ist Stückwerk geblieben. Sie hat zu inneren Zerrüttungen geführt, deren Ende noch nicht abzusehen ist, und einer der vornehmsten protestantischen Theologen, Kahnis in Leipzig, hat erst in diesem Jahre erklärt: „Der Tag, an welchem man in den lutherischen Landeskirchen Deutschlands, Rußlands, Scandinaviens die Union einführen wollte, würde der Anfang heilloser Zerwürfnisse sein, deren wahrscheinliches Ende die Auflösung dieser Landeskirchen sein würde; — die allgemeine Durch-

führung der Union ist eine Unmöglichkeit."*) Das dieser Union zu Grunde liegende Princip, die verschiedenen Lehren unvermittelt und unversöhnt neben einander bestehen zu lassen und der eigenen Wahl eines jeden anheimzugeben, hat sich nicht bewährt.

Eher ließe sich die neugebildete Genossenschaft der Irvingianer als ein in gewissem Sinne günstiges, zu henotischen Hoffnungen berechtigendes Symptom betrachten. Sie zählt einige hochachtbare, mit dem kirchlichen Alterthum wohl vertraute Männer zu ihren Lehrern. Ganz auf protestantischem Boden erwachsen, von Männern gegründet, die im protestantischen Bekenntniß erzogen waren, nähert sie sich doch in wesentlichen Stücken den alten Kirchen, der abendländischen wie der orientalischen. Sie erinnert stark an eine Erscheinung des zweiten Jahrhunderts, den Montanismus. Vielleicht gelingt es noch, manches abzustreifen, was den außerhalb stehenden allzu phantastisch und dem altkirchlichen Bewußtsein geradezu widersprechend erscheint — z. B. die Erneuerung des Apostolats, dann auch die nahe Erwartung der großen, in der Bibel angedeuteten Weltkatastrophen. Hier dürfte die Zeit selbst schon einen ernüchternden Einfluß üben.

Wo Glaube und Liebe sich finden, da kann die Hoffnung als dritte im Bunde nicht fehlen. Wer immer an Christus glaubt, wer sein Vaterland liebt und die Christen aller Bekenntnisse, der kann sich der Erwartung nicht erwehren, daß eine nicht allzu ferne Zukunft eine Kirche bringen

---

*) Kahnis, Christenthum und Lutherthum. Leipzig 1871.

werde, welche, als die ächte Fortsetzung und Nachfolgerin der alten Kirche der ersten Jahrhunderte, Raum und Anziehungskraft haben werde für die jetzt noch Geschiedenen, eine Kirche, in welcher Freiheit mit Ordnung, Zucht und Sittlichkeit und Glaubenseinheit mit Wissenschaft und ungehemmter Forschung sich vertragen werden.

VI. Vortrag.

Die Reformation in England; Trennung von Rom und Wiederannäherung.

Um die Zeit der beginnenden Reformation war das Inselreich England noch weit zurück an Macht, Reichthum und Bevölkerung — zählte es doch selbst 160 Jahre später erst 5 Millionen Bewohner; es hatte noch keine Flotten, keine Manufacturen, keine Colonien, kein Heer. In kirchlicher Beziehung aber war England mehr als die romanischen Länder vorbereitet zur Aufnahme des von Deutschland herübergetragenen Samens. Schon seit dem Ende des 13. und wiederholt im 14. Jahrhundert hatten König und Parlament mit vereinter Kraft den Eingriffen und Erpressungsversuchen des römischen Hofes widerstanden; dann waren durch Johann von Wiclif, einen der Vorläufer Luther's, und durch die Secte der Lollarden Lehren verbreitet worden, welche theilweise den jetzt von Wittenberg aus verkündeten entsprachen.

Doch nicht aus dem Schooße des Volkes, wie in Deutschland, sondern von oben, von den Monarchen empfing die kirchliche Umgestaltung Englands Anstoß, Regel und Gestalt. Auch stand in England kein Mann von hervor-

ragender Begabung auf, kein Luther, Melanchthon oder Calvin, der an die Spitze der kirchlichen Bewegung hätte treten können. Es waren untergeordnete Geister, welche, ergriffen von den in Wittenberg und in Zürich ausgeprägten Ideen, als Werkzeuge ihrer Einbürgerung in England und als Organe der kirchlichen Veränderungen dienten.

Bekanntlich war es die Ehescheidungssache des Königs Heinrich VIII., welche den Bruch mit Rom und die Uebertragung des bisher über die Landeskirche geübten päpstlichen Supremats auf den König herbeiführte. Der ganze Klerus von England unterwarf sich, sagte sich also los von dem Papste und versprach, seiner künftig nur als des römischen Bischofs zu gedenken. Ein einziger Bischof, Fisher von Rochester, widerstand und bestieg lieber das Schaffott. Man meinte damals nicht, hiemit von der Gemeinschaft des Papstes sich zu trennen; seine Rechte bezüglich der allgemeinen Kirche, wie Berufung eines allgemeinen Concils und Vorsitz in demselben, wurden ihm nicht streitig gemacht; es ward dem Volke ausdrücklich erklärt, daß England fortwährend ein Theil der katholischen Kirche bleibe, von der die römische auch nur eine Theilkirche sei.*) Uebrigens wurde an der Glaubenslehre nichts geändert; aber eine Reihe von Reichsgesetzen — das Parlament war ganz mit dem König einverstanden — erweiterte noch die königliche Macht über die Kirche, so zwar, daß zuletzt alle kirchliche Gewalt nur als Ausfluß der königlichen erschien. Jenen Wahn, welchen die Schmeichler Roms seit dem 13. Jahrhundert ersonnen hatten, daß

*) In der von 21 Bischöfen approbirten „Institution of a christian man" vom Jahre 1537; s. Formularies of faith. Oxford 1825, p. 55.

die bischöfliche Gewalt nur ein Ausfluß der päpstlichen, nur von dieser entlehnt sei, hatte man nun in England auf das Königthum übertragen.

Schon Papst Clemens VII. hatte den König mit dem Banne belegt; aber im Jahre 1538 erschien eine Bulle seines Nachfolgers, Paul's III., welche allgemeines Erstaunen erregte: man mußte beinahe glauben, dieser Papst wolle durchaus die ganze Nation von sich abstoßen und zur völligen Losreißung vom römischen Stuhle treiben. Paul III. erklärte nicht nur den König, wenn er sich nicht zur Verantwortung vor ihm stelle, für abgesetzt und ewig verdammt, er belegte auch ganz England mit dem Interdicte, das heißt, nach der von Rom eingeführten Lehre, daß ein Papst Millionen Unschuldige wegen eines oder weniger Schuldigen strafen und an ihrem Seelenheil schädigen dürfe, verbot er allen Gottesdienst und die Spendung der Sacramente; er beraubte alle Anhänger des Königs ihrer bürgerlichen Rechte, untersagte jedem Engländer, irgend einem königlichen Gebote Folge zu leisten, vernichtete alle mit den Gebannten geschlossenen Verträge oder ihnen geschworenen Eide, verbot, mit ihnen Handel zu treiben, und gab das Eigenthum jedes Engländers der Plünderung durch Fremde preis. Das geschah im Jahre 1538, als bereits ein großer Theil Deutschlands und der Schweiz, auch die nordischen Königreiche gegen Rom sich erhoben hatten und Tausende in Europa begierig waren, solche Blößen des römischen Stuhls auszubeuten und den ohnehin so weit verbreiteten Abscheu zu nähren, womit die Menschen von der Curie sich abwandten. Hier möchte man wirklich eine Verblendung, die wie ein göttliches Strafgericht erscheint, erblicken.

Nach dem Tode Heinrich's VIII., im Jahre 1547, wurde unter seinem Sohne Eduard VI. die Reformation in protestantischem Sinne weitergeführt, immer von oben herab, mittels der königlichen Suprematie über die Kirche: Erzbischof Cranmer und der Herzog von Somerset, der für seinen Neffen, den erst zehnjährigen Eduard, regierte, wirkten zusammen, nicht ohne Widerstand des damals in der Masse noch katholisch gesinnten Volkes; es gab Aufstände, welche blutig unterdrückt werden mußten: denn der Adel riß die Kirchengüter an sich, das Landvolk verarmte, der Stand der kleinen Grundbesitzer verschwand, Pächter traten an seine Stelle. Im Klerus aber zeigte sich nur passive Unterwerfung.

Das ganze, hastig aufgeführte Gebäude des neuen Religionswesens brach zusammen, als Maria, die Tochter Heinrich's VIII. von einer spanischen Mutter und Gemahlin des spanischen Philipp, nach dem frühen Tode Eduard's den englischen Thron bestieg. Unbedingt dem Papste ergeben, voll glühenden Hasses gegen die neue Ketzerei, umgab sie sich mit Gleichgesinnten; hart und erbarmungslos wie ihr Vater, brach sie alsbald das Versprechen, welches sie dem für sie sich erhebenden Volke gegeben hatte, die Landesgesetze bestehen zu lassen. Das Parlament, gewählt unter nachdrücklichem Einfluß ihrer Regierung, bot zu allem die Hand. Als päpstlicher Legat erschien Cardinal Pole, entband die Nation von den römischen Anathemen, und ganz England fand sich wieder der päpstlichen Herrschaft unterworfen.

Die Nation sollte sofort erfahren, um welchen theuren Preis an Menschenleben sie wieder römisch geworden war.

Bis dahin, das ist bis zum Jahre 1552, hatte die

protestantische Lehre noch keine großen Fortschritte in den Gemüthern des Volkes gemacht; vielmehr hing die Mehrheit noch immer an dem alten, ererbten Glauben; die entschiedenen Protestanten konnte man noch nennen und zählen. Aber nun ward der päpstliche Legat, der Mann, der England im Geistlichen wie im Weltlichen beherrschte, Cardinal Pole selber, von dem furchtbaren Paul IV., von dem Papste, der das Heil Italiens und der Welt einzig in den Kerkern und Scheiterhaufen der Inquisition sah, der Ketzerei für dringend verdächtig erklärt und vorgeladen, sich vor dem römischen Glaubensgerichte zu verantworten. Er stellte sich nicht; aber durch die unerbittliche Verfolgung und Ausrottung der Andersgläubigen sollte dem Papste und den römischen Inquisitoren der Beweis seiner fleckenlosen Orthodoxie geliefert werden. So mußten denn binnen drei Jahren gegen 300 Personen, darunter auch Bischöfe, viele Priester und 55 Frauen, den Scheiterhaufen besteigen.

Wenn Hunderttausende von protestantischen Schriften Jahre lang in England verbreitet und bis in die Hütten der Armen getragen worden wären, sie würden nicht so viel für die Befestigung der protestantischen Lehre gewirkt haben, als der Anblick der „Feuer von Smithfield“ und das Zeugniß der Männer und Frauen, die meistens ihr Leben durch einen Widerruf hätten erkaufen können und nun mit solcher Standhaftigkeit in den Tod gingen. Der Eindruck davon ist bis heute noch in den Geistern mächtig und unvertilgbar geblieben. Wenn der Abscheu gegen alles, was Papstthum (popery) heißt, seit 300 Jahren so stark und tief, wie bei keinem anderen Volke, in England sich kund zu geben pflegt, so sind Maria und ihre Rathgeber die Urheber dieses, später

allerdings noch durch die Pulververschwörung geschärften Gefühls.

Den Haß und den Abscheu des Volkes nahm Maria mit in's Grab, und unter lautem, allgemeinem Jubel bestieg ihre Schwester Elisabeth im Jahre 1558 den Thron. Die Wiederaufrichtung der päpstlichen Herrschaft hatte selbst bei der katholisch gesinnten Bevölkerung nur wenig Beifall gefunden; jetzt sorgte Paul IV. selbst dafür, daß der neuen Königin keine Wahl blieb, daß die Lossagung von Rom für sie zur Existenzfrage ward. Denn die Anzeige ihrer Thronbesteigung, welche Elisabeth ihm machen ließ, erwiderte er mit einer Rüge dieser „Anmaßung" und mit der Erklärung, daß sie von früheren Päpsten als illegitim, also successionsunfähig, gebrandmarkt worden sei, und daß ihm, dem Oberlehnsherrn von England — ein längst vom Parlamente verworfener römischer Anspruch — die Entscheidung über die Thronfolge zustehe.

Nun übertrug das Parlament der Königin wieder die höchste Kirchengewalt, wie ihr Vater und ihr Bruder sie besessen hatten. Damit war Elisabeth ganz an die Stelle des Papstes getreten. Die Uniformitätsacte legte die in katholischem Sinne veränderte Liturgie Eduard's VI. allen Kirchen auf. Jeder Geistliche mußte bei Verlust seiner Stelle den Supremats-Eid schwören. Von 9400 Geistlichen weigerten sich nur 189, also kaum einer unter fünfzig, dieses Eides. Neue Bischöfe — denn die meisten alten hatten den Eid verweigert — wurden eingesetzt und nach kirchlichen Grundsätzen gültig ordinirt, so daß die Succession doch nicht unterbrochen wurde. Eine kurze Bekenntnißschrift in 39 Artikeln, im wesentlichen die protestantische Lehre,

aber in ermäßigter und mehrfach vermittelnder Form darstellend, wurde Staatsgesetz. Damit war die Reformation in England und der Bau der englischen Episkopalkirche vollendet. Sie war verschieden von allen reformirten Kirchen des Continents, wollte aber doch in Zusammenhang mit ihnen bleiben, und die Weltlage drängte Elisabeth mehr und mehr in die Rolle einer Beschirmerin des ganzen europäischen Protestantismus.

Indeß war im Volke die Zahl der Katholiken noch beträchtlich. Da aber alle Kirchen und Kapellen der herrschenden Religion gehörten und das Wegbleiben vom Gottesdienste mit Geldstrafen geahndet wurde, so nahmen auch sie Theil an dem allgemeinen Cultus; äußerlich angesehen schien auch jetzt nur eine Kirche im Lande zu bestehen und das altkirchliche Bekenntniß in einer oder zwei Generationen erlöschen zu müssen.

Dieser Zustand währte bis gegen das Jahr 1570, bis dahin daß aus den auf dem Continent errichteten klerikalen Pflanzschulen neue, im strengsten römischen System erzogene Priester nach England kamen. Gleichzeitig begannen hier die Jesuiten ihre Thätigkeit. Jetzt erst sonderten viele sich ab, die bisher äußerlich am öffentlichen Gottesdienst Theil genommen hatten, und in diesem Augenblick erschien eine Bulle des Papstes Pius V., welche nicht nur Elisabeth des Thrones entsetzte, sondern auch allen Engländern bei Strafe des Bannes gebot, die Königin nicht mehr anzuerkennen, ohne ihnen doch einen andern König oder Regenten, dem sie zu gehorchen hätten, zu bezeichnen, so daß nun auch alle Katholiken, die nicht rebellirten, excommunicirt waren. Die einzige Absicht des Papstes, welcher schon vorher die

Königin durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen versucht hatte, schien auf einen allgemeinen Zusammensturz und blutigen Bürgerkrieg in England gerichtet zu sein.

Eine Reihe von Complotten, Verschwörungen, Aufständen folgte; Elisabeth konnte mit Wahrheit sagen, daß ihr Leben täglich und mehr als irgend eines in Europa bedroht sei. Die eifrigsten in der päpstlichen Partei wollten König Philipp von Spanien, den Gemahl der vorigen Königin, zum Herrn von England machen. Eine neue Bulle, von Papst Sixtus V. im Jahre 1588 zur Unterstützung der spanischen Invasion erlassen, wiederholte Elisabeth's Absetzung, auch darum, weil nur der Papst allein zu bestimmen habe, wer Monarch von England sein solle. Wohl mochte Urban VIII. später äußern: die Päpste, seine Vorgänger, seien es, welche den Verlust Englands verschuldet hätten.

Die Gesetze gegen die aus der Fremde gekommenen Priester wurden nun härter, und die bloße Verrichtung priesterlicher Handlungen konnte sogar mit dem Tode bestraft werden. Wirklich wurde auch eine beträchtliche Anzahl von Priestern hingerichtet. Auch sie starben mit großer Standhaftigkeit. Die englische Regierung behauptete jedoch, nicht wegen der Religion, sondern aus politischen Gründen seien sie verurtheilt worden. Den ersten, welche zum Tode verurtheilt wurden, hatte man Fragen vorgelegt, aus deren Beantwortung sich ergab, ob sie in staatlichen Dingen nach dem Papst oder nach den Landesgesetzen sich richteten; die, welche im Sinne des Staatsgesetzes sich aussprachen, wurden verschont.

Indessen hatten die Jesuiten ihre Lehre vom Tyran-

nenmord zum System ausgebildet und sie mündlich und schriftlich in weitem Umkreise verbreitet. Da der Papst, lehrten sie, das göttlich gegebene Recht hat, im Interesse der Religion jeden Monarchen abzusetzen und alle seine Amtshandlungen und Gesetze zu entkräften, so ist der abgesetzte, falls er sich im Besitze seiner Würde zu behaupten sucht, ein Usurpator oder Tyrann, und dann darf man ihn umbringen. Daß hiemit das Leben jedes dem römischen Hofe mißfällig gewordenen Fürsten gefährdet war, zeigte die Ermordung des französischen Königs Heinrich's III., zeigten die Attentate auf Wilhelm von Oranien und auf König Heinrich IV., wie denn auch diese beiden Fürsten zuletzt dem Mordstahl religiöser Fanatiker erlagen.

War man nun schon in England geneigt, in jedem Katholiken einen geborenen Feind des Staates und des Staatsoberhaupts zu erblicken, so kam im Anfange der Regierung König Jakob's I. die Pulververschwörung hinzu, um das Maß des Unheils für die unglücklichen Anhänger der alten Kirche voll zu machen. Das Andenken an jenen satanischen Plan, König und Parlament in die Luft zu sprengen, und an seine Entdeckung wird heute noch in ganz England durch ein Kirchenfest begangen.

Auch diesmal wurde die Einmischung des päpstlichen Stuhles wieder verhängnißvoll. Papst Clemens VIII., der schon einige Jahre früher König Heinrich IV. hatte bewegen wollen, dem spanischen Könige bei der Eroberung von England Hülfe zu leisten, hatte kurz zuvor die Katholiken aufgefordert, die Thronbesteigung Jakob's zu verhindern; nun waren englische Jesuiten tief in das Complott verwickelt; zwei von ihnen wurden schuldig befunden und hingerichtet, einer entkam.

König Jakob, in dem Drange, sein und seines Sohnes Leben gegen solche fanatische Attentate einigermaßen zu sichern, verband sich mit dem Parlamente zur Einführung eines eigens für Katholiken bestimmten Eides der Treue — oath of allegiance. Sie sollten die Lehre abschwören, daß die Päpste Könige absetzen und ihre Unterthanen vom Eid der Treue entbinden können, und die Behauptung, daß ein vom Papste gebannter Fürst entsetzt und getödtet werden dürfe, als gottlos und ketzerisch verdammen. Um den Preis dieses Eides sollte den schwer gedrückten Katholiken, deren Lage in Folge des letzten Attentats sich arg verschlimmert hatte, Schonung zu Theil werden. Da verbot Paul V. die Leistung dieses Eides bei Strafe der ewigen Verdammniß; den Katholiken, welche dennoch schworen, wurden die Sacramente verweigert; Cardinal Bellarmin, der angesehenste römische Theolog, schrieb ein eigenes Buch, um die Verwerflichkeit dieses Eides zu zeigen. Eine bestimmte Erklärung des römischen Hofes, worin denn eigentlich das Seelenverderbliche desseben bestehe, war indeß mit allen Bitten nicht zu erlangen. So geschah es, daß mancher Priester sich lieber hinrichten ließ, als daß er den Eid geschworen hätte.

König Jakob, der doch immer, aus mancherlei politischen Gründen, zum Theil auch aus Furcht, mit dem römischen Stuhl auf friedlichem Fuße zu stehen wünschte, ließ durch den französischen Gesandten in Rom anbieten, er wolle den Papst als den vornehmsten Bischof und Vorsteher der Kirche anerkennen, wenn dieser nur dem angemaßten Rechte, Könige abzusetzen, entsagen wolle. Aber Paul erwiderte, er könne das nicht thun, ohne selbst in Ketzerei zu verfallen.

Durch dieses Verfahren der Päpste war die Lage der Katholiken in England furchtbar peinlich geworden: die Priester stets mit dem Tode auf dem Blutgerüst bedroht, die Laien, Gegenstand des allgemeinen Argwohns, gehaßt und verabscheut von ihren Mitbürgern, schweren Erpressungen preisgegeben — ihnen schien keine andere Aussicht zu bleiben, als die der steten Verminderung und des allmäligen Aussterbens, und in der That waren sie um das Jahr 1630, nach der Angabe des päpstlichen Agenten Panzani, auf 150000 zusammengeschmolzen. Wohl konnten sie durch einen der ihrigen, den Pater Leander, zu Rom vorhalten lassen, daß sie für die Autorität des päpstlichen Stuhles mehr gelitten hätten, als alle anderen Gläubigen. Derselbe Theolog stellte in Rom vor: König Karl I. sei erstaunt, daß Lehren, welche in Frankreich zugelassen, in England verdammt sein sollten; allgemein werde hier gesagt, daß die Päpste jene Lehren vertheidigten, mit welchen die Urheber der Pulververschwörung ihren Mordanschlag auf den König und den Adel Englands beschönigt hätten.

Wie früher, so war auch jetzt wieder alles vergeblich! Wie so oft schon, hielt man auch jetzt wieder dem Papste vor: der Wahn von der Verdienstlichkeit eines im Interesse der Religion begangenen Mordes sei so weit verbreitet, so schimpflich und nachtheilig für die katholische Religion, und werde jetzt durch die Schriften der Jesuiten so sehr befestigt, daß es dringend geboten scheine, daß endlich einmal ein Papst diesen Irrthum offen und feierlich verdamme. Gleichwohl blieb man in Rom stumm; nicht einmal soviel konnte erlangt werden, daß die schlimmsten unter den jesuitischen Schriften, welche den Königs-

mord empfahlen, auf den römischen Index gesetzt worden wären.

Die Ereignisse in Irland kamen hinzu, um den Haß und Abscheu der englischen Nation gegen Rom und die Katholiken zu verschärfen und die Päpste als die unversöhnlichsten und gefährlichsten Feinde Englands erscheinen zu lassen. Auf das Vorgeben hin, daß Kaiser Constantin ehedem alle Inseln dem Papste geschenkt habe, hatte Papst Hadrian IV. um die Mitte des 12. Jahrhunderts Irland dem König Heinrich II. von England zugetheilt. In den Zeiten der englischen Bürgerkriege, im 15. Jahrhundert, war die englische Herrschaft auf der Insel wieder verfallen. Die Päpste hatten den Irländern einprägen lassen, daß ihre Insel ein päpstliches Lehen sei, über welches sie als die rechten Oberherren zu verfügen hätten, sobald die englischen Könige ihre Vasallenpflichten nicht erfüllten. Auf diese seine oberherrliche Gewalt sich stützend, hatte Gregor XIII. einen Legaten, den englischen Theologen Sanders mit italienischen Offizieren nach Irland geschickt und einen irischen Oberfeldherrn, Desmond, ernannt, um die Einwohner, denen man die Uebung des katholischen Gottesdienstes genommen hatte, ohne sie protestantisch machen zu können, zum heiligen Kriege gegen England aufzufordern und anzuführen. Das Unternehmen war mißlungen und Irland beim Tode Elisabeth's im Jahre 1603 vollständig der englischen Herrschaft unterworfen.

Da brach der Aufruhr des Jahres 1642 aus; ein Blutbad erfolgte, in welchem mehrere tausend in Irland angesiedelte englische Protestanten erschlagen wurden. Ein päpstlicher Nuntius, Rinuccini, kam, bemächtigte sich auf

einige Zeit der Gewalt; Irland sollte ganz von England losgerissen, entweder an Spanien oder an einen italienischen Prinzen unter päpstlicher Oberhoheit kommen.*) Irlands Eroberung durch Cromwell machte diesen Plänen bald ein Ende. Als die Restauration des Königthums unter Karl II. im Jahre 1660 erfolgte, wurde den irischen Katholiken die Aussicht eröffnet, Religionsfreiheit und Rückgabe ihrer Güter zu erlangen, unter der Bedingung, daß sie dem Könige ein Gelöbniß der Treue ausstellten und jede Befugniß des Papstes ablehnten, den König abzusetzen oder die Unterthanen von der Pflicht des bürgerlichen Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Eine ganz ähnliche Erklärung hatte das Parlament, auf Antrag des Lord Fairfax, im Jahre 1647 den englischen Katholiken, als Preis der ihnen zu bewilligenden Religionsfreiheit, vorgeschlagen, aber Innocenz X. hatte sofort allen strenge verboten, eine derartige Erklärung auszustellen, und jene, welche bereits unterzeichnet hatten, mit dem Banne belegt. In Irland stand jetzt fast der ganze Güterbesitz, die sociale Existenz des katholischen Adels auf dem Spiele. Aber der päpstliche Nuntius in Brüssel und die von ihm beherrschten irischen Bischöfe verdammten, gemäß päpstlicher Weisung, die im Sinne der staatlichen Forderung abgefaßte „Remonstranz", welche bereits von 121 Edelleuten unterzeichnet worden war. Die Theologen, welche sie entworfen hatten, Walsh, Caron und Coppinger, wurden verfolgt und mit Censuren belegt. Damit war das Schicksal Irlands auf Jahrhunderte hinaus besiegelt. Hocherfreut darüber waren die Cromwell'schen Soldaten, die englischen

---

*) Ranke, Englische Geschichte. Werke, Bd. XVII, 26.

und schottischen Abenteurer, welche durch den Krieg und die Confiscationen in den Besitz der Güter gekommen waren. König Karl bestätigte ihnen denselben, bestätigte auch die Unterdrückung der katholischen Religionsübung. Der katholische Adel Irlands ging zu Grunde. Der ganze Grundbesitz der Insel gerieth in protestantische Hände, die Masse der altgläubigen Irländer sank zu einem unwissenden und sittlich verwahrlosten Proletariat herab, aber — das Recht der Päpste, Könige abzusetzen, Eide zu lösen, Aufruhr zu befehlen, war unangetastet geblieben!

Elisabeth und ihre Gehülfen hatten fremdartige, innerlich feindliche und bald auseinanderstrebende Elemente in dem Bau ihrer Staatskirche zu verschmelzen getrachtet. Der Gedanke eines friedlichen Nebeneinanderbestehens zweier oder mehrerer Kirchengemeinschaften war damals überhaupt noch schwer zu fassen, nur im äußersten Notfall meinte man dazu die Hand bieten zu sollen; deshalb sollte auch die nationale Kirche von England weitherzig genug sein, um die in ihr bereits vorhandenen Gegensätze und Richtungen, calvinische einerseits, katholische andrerseits, in ihrem Schooße zu umfassen und zu ertragen.

Der Calvinismus, vorzüglich vertreten durch die nach dem Tode der Königin Maria aus der Schweiz heimgekehrten und unter Elisabeth in die Kirchenämter eingedrungenen Flüchtlinge, entwickelte sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr zum Puritanerthum; dieses begann zu einer neuen Reformation der Kirche zu drängen, nach dem Princip, daß man in Lehre, Verfassung und Ritus möglichst weit von den katholischen

Normen und Formen sich entfernen müsse. Im Gegensatze hierzu entwickelte sich, seit dem Jahre 1618 etwa, eine altkirchliche, katholisirende Theologenschule; durch die Gunst der beiden Könige, Jakob's I. und Karl's I., welche in der hierarchischen Gliederung und in einem starken Episkopat eine Hauptstütze des Königthums erblickten, wurden die bischöflichen Stühle mit Männern dieser Gesinnung besetzt. Die Laudische Schule, wie man sie nach einem ihrer hervorragendsten Glieder, dem unglücklichen Erzbischof Laud, nennen kann, ist in der Zeit von 1620 bis 1670 etwa, die Vorgängerin der heutigen Oxforder oder ritualistischen Schule und, man darf sagen, eine permanente Unions-Akademie gewesen, obgleich es in England niemals zu regelmäßigen Unterhandlungen gekommen ist, wie sie nachher in Deutschland gepflogen wurden. Wir begegnen in den Schriften dieser Männer — Andrews, Montague, Laud, Bramhall, Hammond, Thorndyke und anderer — in mannigfaltigen Wendungen dem Ausdruck der Sehnsucht nach Wiedervereinigung, der Hoffnung, daß sie noch zu Stande kommen werde. Beredter, nachdrücklicher kann man die Einheit der Kirche nicht preisen, als z. B. Hammond gethan hat: sie ist ihm die schönste Gottesgabe, die Gnade über alle Gnaden, die Pflicht über alle Pflichten, das Vollmaß himmlischer Freude, — während ihm die Kirchen und religiösen Parteien seiner Zeit wie die zuckenden, gewaltsam zerstückten Glieder eines lebendigen Leibes erscheinen, welche, wie auf der Folter auseinandergerissen, den widerlichsten und schmerzlichsten Anblick gewähren. Häufig kehrt bei diesen Männern die Klage wieder: wenn doch nur Rom weniger hart sein, nicht unerschwingliche Lasten aufbürden,

nicht unerträgliche Dinge fordern wollte! Zwei Parteien, sagten die englischen Bischöfe dem im Jahre 1634 vom Papste geschickten Agenten Panzani, würden die Aussöhnung der beiden Kirchen, der englischen und der katholischen, zu verhindern trachten: die Puritaner und die Jesuiten.

Indeß standen die Bischöfe und Theologen mit ihren katholisirenden Tendenzen fast allein in der Nation; so mächtig war in England, durch die vorangegangenen Ereignisse, der protestantische Geist in seiner schroffsten Gestalt geworden, so tief hatten sich Furcht, Abscheu und Haß gegen alles, was mit dem Papstthum zusammenhing, in die Gemüther der Engländer gesenkt. Die Anklage gegen den Erzbischof Laud, daß er eine Vereinigung der englischen Kirche mit Rom angestrebt habe, überlieferte ihn, den ersten Prälaten der Staatskirche, dem Henkerbeil; es ist bemerkenswerth, daß der Vorwurf, er habe den Papst nicht als den biblischen Antichrist betrachtet, unter den Anklage-Artikeln sich befand. Es half ihm nichts, daß er das Anerbieten eines Cardinalshutes zurückgewiesen und ein gelehrtes Werk gegen das Papstthum geschrieben hatte.

Enge verbunden mit dem Königthum wurde die Episkopalkirche in dessen Sturz verwickelt; der Puritanismus, mit seiner calvinischen Dogmatik, seiner Verwerfung von Episkopat, Opfer und Priesterthum, seinem Widerwillen gegen religiöse Symbolik und liturgische Ordnung des Gottesdienstes, siegte. Er schwächte sich aber alsbald durch Spaltungen in drei große puritanische Secten, Presbyterianer, Independenten, Baptisten, die sich nun wechselseitig bekämpften. Nach 20 Jahren (1640—1660) fiel ihre Herrschaft

zugleich mit der Republik. Die Restauration erhob mit dem Königthum im Jahre 1660 auch die bischöfliche Kirche wieder, welche jetzt die volle Gunst des der Sectenherrschaft überdrüssig gewordenen englischen Volkes erlangte. Zweitausend puritanische Geistliche dagegen ließen sich im Jahre 1662 lieber absetzen, als daß sie, gemäß der Uniformitäts-Acte, den Formen der bischöfllichen Kirche sich unterworfen hätten. Ebenso hatten zwölf Jahre früher mehrere tausend Geistliche der Staatskirche, um die puritanischen Dogmen und Formen nicht annehmen zu müssen, ihren Pfründen entsagt. Welch ein Contrast gegen den katholischen Klerus zur Zeit der Elisabeth! Damals hatten sich unter 9400 Priestern keine 200 gefunden, welche den Pfründenverlust der Unterwerfung unter die protestantische Lehre vorgezogen hätten.

Es war dies die sechste große Veränderung in der englischen Kirche seit dem Beginn der Reformation. Von da an ist die Continuität derselben nicht wieder unterbrochen worden, so groß auch die Fluctuation der religiösen Ansichten im Schooße dieser Kirche war und ist.

Den größten Umschwung in der Gesinnung bewirkte die vierjährige Regierung König Jakob's II. Selber katholisch geworden, wollte er nicht wie sein Vater und sein Bruder, die beiden Karl, eine allmälige Vereinigung der beiden Kirchen anbahnen, sondern gedachte durch List und Gewalt ganz England dem Papste zu unterwerfen und den jesuitischen Katholicismus als Staatsreligion einzuführen — ein Plan, der einen ungewöhnlichen Grad von Verblendung voraussetzt; denn zu seiner Zeit bildeten die englischen Katholiken nicht einmal mehr den hundertsten Theil

der Bevölkerung, und kein Gefühl war in der unermeßlichen Mehrheit der Nation stärker, als der Haß gegen Papst und päpstliche Kirche. So kam es zur Revolution von 1688; Jakob II. wurde entthront und starb als Flüchtling in Frankreich, seine Nachkommen blieben Prätendenten; eine deutsche Fürstenfamilie, das Haus Braunschweig-Hannover, gelangte auf den englischen Thron. Die Kirche aber war in dieser Gefahr und Spannung und im lebhaften Schriftenwechsel mit den katholischen Theologen weit nach der protestantischen Seite hin gedrängt worden. Die frühere altkirchliche oder katholisirende Sinnesweise war im Anfange des 18. Jahrhunderts nur noch durch die Eid-Weigerer (Nonjurors) vertreten, das heißt durch jene Männer, welche, weil sie die neue Dynastie nicht anerkennen wollten, aus den Kirchenämtern und Pfründen verdrängt worden waren und nach und nach, um die Mitte des Jahrhunderts, ausstarben.

Unter dem Drucke der noch vermehrten Strafgesetze und dem entmuthigenden Bewußtsein, Gegenstand des allgemeinen Argwohns zu sein, verminderte sich die Zahl der englischen Katholiken fortwährend und war um das Jahr 1780 auf etwa 65000 zusammengeschmolzen. Aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, und in steigender Progression seit dem Anfang des gegenwärtigen, erfolgte die große Einwanderung katholischer Irländer; — wenn heute die Katholiken in England etwa eine Million oder den zwanzigsten Theil der Bevölkerung betragen, so sind neun Zehntheile davon irischer Abkunft.

Das Jahr 1778 brachte die erste Milderung der Strafgesetze, um den Preis eines Eides, in welchem endlich

die Macht des Papstes, Fürsten abzusetzen, offen und entschieden und in den Ausdrücken der Formel Jakob's I. abgeschworen wurde. Jetzt schworen auch die Bischöfe oder apostolischen Vicare und schwieg Rom. Aber so groß war noch immer der Volkshaß, daß im Jahre 1780 ein großer Aufruhr in London, unter dem alten Rufe „No-Popery", ausbrach, katholische Kapellen zerstört, die Zurücknahme des Duldungsgesetzes von dem Parlament, jedoch vergeblich, gefordert wurde.

Als Bedingung einer vollständigeren Emancipation verlangte und erhielt Pitt die Erklärungen der Pariser Sorbonne, der Universitäten Löwen, Douay, Salamanca und Alcalà, daß der Papst keine bürgerliche Gewalt in England habe, daß er vom Eid der Treue nicht entbinden könne, daß Häretikern Treue und Glauben gehalten werden müsse. Als endlich, seit 1824, die volle Emancipation immer näher rückte, aber die geschichtlichen Erinnerungen, das Gedächtniß der päpstlichen Bullen, der Aufstände und Complotte früherer Zeiten, noch immer als der große Stein des Anstoßes der politischen Gleichstellung der Katholiken im Wege standen, da erließen im Jahre 1826 die römisch-katholischen Bischöfe von England und Irland feierliche Erklärungen, daß den Päpsten nicht die geringste Gewalt in bürgerlichen Dingen und kein Recht zustehe, eine religiöse Pflicht mit zeitlichen Mitteln — körperlichen Strafen u. s. w. — durchzusetzen. Auch dies wurde, da der Erfolg der Emancipation davon abhing, von seiten Roms geduldet. Da aber hiemit auch die Theorie von der päpstlichen Unfehlbarkeit fiel, so hieß es in den englischen Katechismen, diese angeblich katholische Lehre sei eine protestan-

tische Erfindung.*) — Die heutigen englischen und irischen Bischöfe erachten sich indeß durch das Wort ihrer Vorgänger nicht gebunden; für sie ist jetzt die Lehre des Episkopats vom Jahre 1826 eine von der Kirche verdammte Irrlehre.

Heute ist die Lage der bischöflichen Kirche von England, ihrer äußeren Gestalt nach, noch die gleiche, wie in den vorausgegangenen Jahrhunderten: die 39 Artikel und die Liturgie, innerlich nicht recht zusammenstimmend, bilden noch immer ihre für jedes Mitglied verpflichtenden Normen; noch ist sie im unbestrittenen Besitz ihres sehr reichen Kirchenguts; die Mehrheit der Nation gehört ihr an, die höheren Stände und das Landvolk überwiegend, weniger die städtische Mittelklasse. Aber die dissentirenden Genossenschaften, von welchen die Presbyterianer fast verschwunden sind, aber eine neue, sehr zahlreiche, die der Wesleyaner oder Methodisten, seit 100 Jahren hinzugekommen ist, sind stärker und in ihrem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen die Staatskirche besser combinirt, als jemals früher. Man wird wohl auch jetzt noch sagen dürfen, daß keine andere Kirche so national

*) Zu dieser Stelle wird in Oxenham's Uebersetzung S. 126 bemerkt, daß bis zum Jahre 1871 ein römisch-katholischer Katechismus (Keenan's Controversial Catechism) namentlich in Irland weit verbreitet war, welcher auf S. 112 folgende Frage und Antwort enthielt: „F. Müssen die Katholiken nicht glauben, daß der Papst für sich unfehlbar ist? — A. Das ist eine protestantische Erfindung; es ist kein katholischer Glaubensartikel; keine päpstliche Entscheidung kann bei Strafe der Häresie verpflichten, wenn sie nicht durch den Lehrkörper, das heißt durch die Bischöfe der Kirche, angenommen und in Kraft gesetzt ist.“ — Seit dem August 1871 hat man das betreffende Blatt des Katechismus durch ein anderes ersetzt, in welchem jene Frage und ihre Beantwortung weggelassen sind.

sei, so fest gewurzelt in der Neigung des Volkes, so verwachsen mit den Institutionen und Sitten des Landes, so mächtig in ihrem Einfluß auf den Nationalcharacter. Sie hat sich in den letzten 40 Jahren durch Gründung zahlreicher Colonial-Bisthümer in allen Welttheilen eben so sehr erweitert als innerlich verstärkt. Sie besitzt eine reiche theologische Literatur, die nur der deutschen an Umfang und wissenschaftlicher Gründlichkeit nachsteht, und eine vortreffliche Bibelübersetzung, ein stilistisches Musterwerk und, was die Treue betrifft, vorzüglicher als die lutherische. Sie hat es dahin gebracht, daß die Bibel in ganz England Volksbuch ist, so zwar, daß man sie selbst in den Zimmern der Gasthöfe findet, und ich glaube, man darf einen großen Vorzug Englands vor andern Ländern dem Umstande zuschreiben, daß dort die heilige Schrift, wie nirgends sonst in der Welt, in jedem Hause sich findet, daß sie sozusagen der gute genius loci, der Schutzgeist des heimischen Heerdes und der Familie ist — ich meine den Vorzug, daß eine Literatur der Sünde und der Schande, wie sie in Frankreich die moralische Atmosphäre verpestet und leider auch, wenn gleich in viel geringerem Maße, in Deutschland sich breit macht, auf den brittischen Inseln noch nicht Eingang gefunden hat. Ein anderer Vorzug von England ist die Heilighaltung des Sonntags, die dort allen Kirchen und Parteien am Herzen liegt, wenn sie auch zur Stunde noch nicht frei ist von judaisirenden Uebertreibungen. Was ich aber vorzüglich hoch anschlagen möchte, das ist die Thatsache, daß jener kalte, stumpfe Indifferentismus, der sich auf dem Continent wie ein giftiger Mehlthau auf ganze Schichten der Gesellschaft gelegt hat, auf den brittischen

Inseln keine Stätte hat. Wie weit auch Skepticismus in der jüngeren Generation um sich gegriffen haben mag, im ganzen und großen nimmt der Engländer lebhaften Antheil an den kirchlichen Interessen und Fragen; jene unnatürliche Scheidung und feindliche Gegenstellung der Laien und des Klerus, wie man sie als Frucht des Ultramontanismus in katholischen Ländern findet, ist dem Engländer völlig fremd, der Art daß unter dem Einfluß der herrschenden Sitte auch bei den englischen Katholiken die Beziehungen zwischen Priestern und Laien intimer, vertrauensvoller sind als anderwärts. Was die freie, von der Kirche angeregte und geleitete Thätigkeit und Opferwilligkeit der religiösen Engländer für christliche Volksschulen und für den Neubau von Kirchen seit 30 Jahren geleistet hat, das übertrifft weitaus die Leistungen anderer Nationen. Theilnahme am sonntäglichen Gottesdienste ist bei den höheren und mittleren Ständen nicht Ausnahme, wie zum Beispiel in Frankreich, sondern Regel. Kürzlich, im Oktober des vorigen Jahres (1871), hat der Congreß zu Nottingham, an welchem sechzehn Bischöfe und gegen dreitausend Geistliche und Weltliche aus den verschiedensten Ständen und Klassen Theil nahmen, ein für andere Nationen beneidenswerthes Schauspiel dargestellt. Die wichtigsten religiösen Fragen der Gegenwart und die speciellen Bedürfnisse und Schwierigkeiten der anglikanischen Kirche wurden hier mit einer Würde und Gründlichkeit besprochen, welche jedem Deutschen die stille, seufzende Frage nahe legt: ob wohl derartiges bei uns möglich wäre?

Aber neben diesem Lichtbilde fehlt es freilich auch nicht an dunklen Schattenseiten. Drei derselben fallen jedem näher zusehenden sofort in die Augen: Erstens, der „Era-

stianismus", wie man in England sagt; das ist das drückende Joch der Staatsvormundschaft, unter welchem die englische Kirche seufzt — ein Joch, welches sie allerdings sich selber aufgelegt hat und noch täglich durch Unterzeichnung der 39 Artikel befestigt. Sie ist die einzige Kirche, welche in ihrem Bekenntniß es für nothwendig erklärt hat, daß allgemeine Concilien nur auf Befehl und mit Zustimmung der Fürsten gehalten werden. Daraus würde folgen, daß es in der Willkür eines einzelnen Monarchen stünde, jede Selbsthülfe der Kirche, so dringend auch das Bedürfniß derselben empfunden würde, zu vereiteln. König oder Königin, jetzt vertreten durch den großentheils aus Laien bestehenden „Geheimen Rath" (Privy Council), bildet für jede dogmatische oder rituelle Frage die oberste Instanz; die Entscheidung dieser Behörde in dem berühmten Gorham-Fall hat vor einigen Jahren wesentlich dazu beigetragen, daß eine Schaar von Geistlichen aus der Kirche, die ihnen durch diese Knechtschaft entweiht schien, ausgetreten ist.

Ein zweites großes Uebel ist die religiöse Verwahrlosung der in den großen Städten des Landes aufgehäuften Menschenmassen. Die Kirche mit ihrer gegenwärtigen, durch die Familienbande des Klerus gehemmten und beschränkten Maschinerie und ihrem Mangel an geistlichen Körperschaften, fühlt sich diesem immer weiter um sich greifenden Heidenthum gegenüber ohnmächtig; alle bisherigen vereinzelten Versuche und Bemühungen haben sich als völlig unzureichend erwiesen.

Doch die größte Schwierigkeit, das schmerzlichste Leiden der englischen Kirche ist die innere Zwietracht, der Gegensatz der Parteien und Systeme, die peinigende Ungewißheit für Laien und Kleriker, welche die unvermeidliche Folge dieser

Differenzen ist. Die Verschiedenheit der Ansichten, welche im Schooße dieser Kirche sich finden, ist größer als diejenige, welche die englische Kirche von der lateinischen und der griechischen Kirche trennt, insofern diese drei Kirchen nach ihren Bekenntnissen gemessen werden.

Drei große Parteien oder Schulen in der englischen Kirche ringen um die Herrschaft: die evangelische oder niederkirchliche (Low Church), die breitkirchliche (Broad Church) und die hochkirchliche oder anglokatholische (High Church). Die erste behauptet, die Erbin des alten, in England eingebürgerten Calvinismus zu sein, und die Grundsätze und Lehren des reinen Protestantismus des 16. Jahrhunderts zu vertreten. Diesen „Evangelicals" fehlt jede theologische Bildung, sie besitzen und erzeugen nur eine populäre, keine wissenschaftliche Literatur; für sie ist die echte calvinische Rechtfertigungslehre das Alpha und Omega des Christenthums. In ihrer Mitte vorzüglich concentrirt sich der alte, ererbte Haß gegen das Papstthum, daher auch die antipapistische Deutung der Apokalypse, als ein unentbehrliches auf die Phantasie ihrer Zuhörer berechnetes Reizmittel. Sie zehren noch vom Ruhm ihrer größeren und thätigeren Vorgänger und der von diesen gegründeten Stiftungen, sind aber keine wachsende Partei, vielmehr das Gegentheil.

Dagegen sind die Breitkirchlichen, als die jüngste Schule, noch im Fortschreiten begriffen. Angeregt und genährt durch das Studium der deutschen philosophischen und theologischen Literatur, bilden sie mehr einen Verein von geistesverwandten Gelehrten als eine organisirte Kirchenpartei, sind aber von nicht gering anzuschlagendem Einfluß auf die Ansichten der gebildeten Laienwelt. Als Eklektiker

erkennen sie in jedem der größeren Kirchenkörper eine Mischung von Wahrem und Irrigem, Gutem und Bösem, und halten die englische Kirche, gerade wegen der Verbindung von altkirchlichen und protestantischen Doctrinen und Einrichtungen und wegen der großen in ihrem Schooße gewährten Meinungsfreiheit, für die relativ beste; sie legen geringen Werth auf die Form der Kirchenverfassung, aber um so größeren auf die Beibehaltung des die Kirche an den Staat knüpfenden Bandes.

Die dritte und für den hier eingenommenen Standpunkt anziehendste Partei ist die, welche von den Gegnern als die hochkirchliche oder ritualistische bezeichnet wird, sich selber aber die anglokatholische nennt. Ihr Hauptsitz ist die Hochschule zu Oxford, von der sie auch den Namen führt. Den Namen „protestantisch" lehnt sie ab. Sie hat sich seit etwa 40 Jahren entwickelt und schließt sich an jene Kette von Theologen des 17. Jahrhunderts an — von Andrews bis auf Bingham —, die ich früher geschildert habe. Ihnen ist die Kirche die gottgeordnete Trägerin und Bewahrerin der Lehre und der Heilmittel, die Kirche selbst aber steht und fällt mit der apostolischen Succession. Da nun diese sich nur bei den drei großen Kirchenkörpern, deren Continuität nie unterbrochen worden, der abendländisch-katholischen, der morgenländischen und der englisch-bischöflichen Kirche findet, so bilden diese drei Kirchen zusammen die wahre allgemeine Kirche, was nicht ausschließt, daß neben der gleichen substantiellen Wahrheit in den zum Heil nöthigen Dingen, auch mancherlei Auswüchse, Mißbräuche und Irrthümer in denselben vorkommen. Einheitlich in der Wurzel, ist im Laufe der Zeit, durch menschliche Ver-

schuldung und göttliche Zulassung, der Baum der Kirche in drei große, äußerlich getrennte, aber innerlich verbundene Zweigbäume auseinandergegangen — drei Zweige, welche, wenn die rechte Zeit gekommen, wieder zusammenwachsen werden in einen einzigen, die Welt mit seinem Laube überschattenden Stamm.

Die Oxforder oder anglokatholische Schule glaubt nicht im Widerspruch zu stehen mit dem Bekenntniß der englischen Kirche; sie nimmt an, daß durch Gottes Gnade die 39 Artikel, abgesehen von den Ansichten der Urheber, so abgefaßt seien, daß sie eine Auslegung im Sinne der alten, noch ungespaltenen Kirche zulassen, und daher von Männern dieser Richtung unterzeichnet werden können. Und in der That sind bereits drei Erklärungen der Artikel in katholischem Sinne erschienen, nämlich im 17. Jahrhundert von dem katholischen Theologen Davenport (Sancta Clara), im Jahre 1838 von dem nachher katholisch gewordenen John Henry Newman, und jüngst, 1867, von dem Bischofe Forbes von Brechin.

Von dieser Fraction der englischen Kirche gehen denn auch die Vorschläge und Erwägungen, wie man zu einer Vereinigung der Kirchen gelangen könne, vorzüglich aus. Ihr angesehenster Theolog, Pusey, hat neuestens in einem größeren Werke „Eirenikon" zu zeigen gesucht, wie verhältnißmäßig leicht eine Einigung sein würde, da der Lehren, in denen beide Kirchen übereinstimmen, so viele sind. — Doch das wurde alles geschrieben vor den bekannten Beschlüssen des vaticanischen Concils, an deren Möglichkeit auch dort Niemand glaubte. Jetzt ist die Brücke einer corporativen Union abgebrochen.

VII. Vortrag.

Hindernisse einer Wiedervereinigung der christlichen Kirchen in der Gegenwart; Hoffnungen für die Zukunft.

„Du redest von einer möglichen Wiedervereinigung getrennter Kirchen und hast doch selbst zugegeben, daß die größte der Kirchen, die deinige, durch die Decrete vom 18. Juli 1870 die Einigung mit ihr unmöglich gemacht habe!" —

Auf diesen so nahe liegenden Einwurf habe ich folgendes zu bemerken:

Allerdings wird keine andere Kirche an eine Vereinigung denken mit einer Genossenschaft, welche sich das vorher in der ganzen christlichen Welt nie erhörte, nie beanspruchte Recht beilegt, neue Glaubensartikel zu machen, und dieses Recht dem Gutdünken eines einzigen Menschen überläßt. Sie wird schon darum nicht daran denken, weil mit einer so völlig despotisch constituirten Kirche im Grunde eine Vereinigung nicht stattfinden kann, sondern nur unbedingte Unterwerfung, mit Verzichtung auf eigenes Wissen und Urtheil; und weil der Gedanke, sich jetzt schon zur Annahme erst künftig zu verfertigender, zur Zeit noch unbekannter

Glaubensartikel zu verpflichten, den christlichen Grundbegriffen widerspricht.

Wenn eine wesentliche Veränderung durchgeführt, eine neue Lehre eingebürgert, eine große Institution umgestaltet werden soll, dann fragt es sich vor allem: auf welcher Seite wird die jüngere Generation, das heranwachsende Geschlecht stehen? Nicht den Alten, sondern den Jungen gehört die Zukunft. Es fragt sich demnach: werden wirklich unsere Knaben und Jünglinge sich in die neuen Glaubensartikel hineinleben? Werden sie dieselben, wie man es ihnen jetzt vorsagt, zum Fundament ihres Glaubens machen, mit welchem das ganze Christenthum für sie steht und fällt? Werden sie sich sagen: „Mein unfehlbarer Meister, mein rechter Herr und Gebieter, dem ich mit Leib und Seele unterthan bin, ist jener italienische Priester, den man Papst nennt?" — Ich halte das für unmöglich. Es ist schon darum undenkbar, weil unsere ganze Erziehung und Bildung in Deutschland eine geschichtliche ist, und weil die Geschichte auf jedem ihrer Blätter dieses System des geistlichen Absolutismus Lügen straft; weil, bei dem jetzigen Stande und der weiten Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse in Deutschland, unsere Jugend unvermeidlich die Entdeckung machen wird, daß das neue Dogma päpstlicher Allgewalt ein spätes Erzeugniß des Truges und der Fälschung, eine Quelle des Verfalls für die Kirche wie für die Staaten ist. Geistige Absperrung unserer Jugend, Fernhaltung derselben von geschichtlichem Wissen ist nicht mehr möglich. In Rom hat man sich darin, wie in vielem andern, getäuscht; die italienischen, spanischen, südamerikanischen, französischen Bischöfe, welche dem Papste am 18. Juli zu Willen

waren, besaßen freilich auch nicht das geringste Maß historischer Bildung; aber was in jenen Ländern, bei dem kläglichen Zustande ihrer Schulen, ausführbar war und ist, das ist eben in Deutschland unmöglich. Schon an diesem einen Umstande also muß die Berechnung der vaticanischen Partei, soweit sie Deutschland angeht, scheitern; denn auch die Frauen und das Landvolk, auf welche man jetzt noch rechnet, werden allmälig und unaufhaltsam durch den Strom der von den gebildeten Männern ausgehenden Auffassung ergriffen und mit fortgezogen werden. Unsere studierende Jugend wird also künftig entweder die gestern erst gemachten Glaubensartikel fallen lassen, in dem richtigen Gefühl, daß sie, wie sie dem Alterthum fremd sind, so auch der Zukunft fremd bleiben müssen, und sich an die alte Lehre halten, — oder sie wird, und möge das nicht das häufigere sein, um der unannehmbaren Artikel willen das Ganze wegwerfen und so überhaupt religionslos werden.

Ferner wird man mich wohl fragen: „Wie darfst du Hoffnungen der Versöhnung nähren und wecken, da die alten, wohlbewährten und unversöhnlichen Feinde des kirchlichen Friedens, die Männer, welchen jede Einigung, die nicht eine unbedingte Unterwerfung wäre, ein Gräuel ist — da die Jesuiten in Deutschland gegenwärtig zahlreicher und wohl auch einflußreicher sind als in irgend einem andern Lande? Haben sie nicht im Herzen unseres Reiches ihre festen Burgen und verschanzten Lager? Herrschen sie nicht schon in Westfalen und im Rheinland? Halten sie nicht die Bischöfe in vollständiger Abhängigkeit, und haben diese Bischöfe nicht erst in den jüngsten Tagen die Jesuiten als Musterbilder christlicher Weisheit und Tugend dem

Volke zur Bewunderung und Verehrung vorgehalten? — Sind sie es doch auch gewesen, welche die vaticanischen Decrete vorbereitet, dem Papste und den ultramontanen Bischöfen sozusagen die Hand dabei geführt haben."

Darauf habe ich folgendes zu erwidern: Ich glaube nicht nur, ich weiß, daß das Reich dieses Ordens in Deutschland nicht von Dauer sein wird, daß ihre glänzenden Siege — ich meine zunächst die gewonnenen Schlachten des 18. Juli und des 31. August 1870, die vaticanischen Beschlüsse und die Ergebung der deutschen Bischöfe — in nicht ferner Zeit in Niederlagen sich verkehren werden. Das klare Zeugniß der Geschichte gestattet hier keinen Zweifel. Die Jesuiten haben, wie die Erfahrung von drei Jahrhunderten ergibt, keine glückliche Hand; auf ihren Unternehmungen ruht einmal kein Segen. Sie bauen emsig und unverdrossen, aber ein Windstoß kommt und zertrümmert das Gebäude, oder eine Sturmfluth bricht herein und spült es weg, oder das wurmstichige Gebälke bricht ihnen unter den Händen zusammen. Man wird bei ihnen an das orientalische Sprichwort von den Türken erinnert: „Wo der Türke den Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr."

Ihre Missionen in Japan, in Paraguay, unter den wilden Stämmen Nordamerikas sind längst zu Grunde gegangen. In Abessinien hatten sie einmal (im Jahre 1625) es nahe bis zur Herrschaft gebracht, aber schon nach neun Jahren brach alles zusammen, und sie durften nie mehr dahin zurückkehren. Ihre mühseligen Missionsarbeiten in der Levante, auf den griechischen Inseln, in Persien, in der Krim, in Aegypten, was ist von ihnen heute noch übrig?

Kaum eine Erinnerung an ihr ehemaliges Dasein findet sich noch an Ort und Stelle.

Ihrem Mutterlande Spanien vor allen hat die Gesellschaft Jesu ihre besten Dienste gewidmet. Selber Söhne des dortigen Volksstammes und Geistes, sind sie sechzig Jahre lang in ganz Europa spanisch gesinnt gewesen, haben für Erweiterung und Befestigung der spanischen Universalmonarchie gearbeitet; die Folge war, daß Spanien bankerott, entvölkert wurde; daß dieses gewaltige Reich einen Besitz nach dem andern verlor, und am Ende des 17. Jahrhunderts, nach einem Ausdruck spanischer Schriftsteller, ein fühlloser Leichnam, das Skelett eines Riesen war! Im Innern von Spanien haben die Jesuiten, im einträchtigen Zusammengehen mit der Inquisition, zwei Jahrhunderte lang dem spanischen Volksleben ihren Geist aufgeprägt, und das Ergebniß ist gewesen, daß höhere Bildung dort erdrückt, daß aller wissenschaftliche Geist erstickt wurde; daß das Land, auf allen Lebensgebieten zerrüttet, auch jetzt noch das am meisten zurückgebliebene Land von Europa, mit Ausnahme der Türkei, ist, und in Ermanglung einer eigenen gesunden Literatur, von fremder, französischer sich nährt. Wohl mochte zur Zeit der Aufhebung des Ordens ein spanischer Diplomat in Rom äußern: „Die Jesuiten sind der Holzwurm, der unsere Eingeweide zernagt."*)

Der deutschen Nation haben sie den dreißigjährigen Krieg mit seinen Folgen gebracht; der katholische Theil Deutschlands schuldet ihnen zudem den Verfall seiner Schulen,

---

*) „Cuanto bien nos ha de venir de la expulsion de la carcoma que nos roía las entrañas." Espíritu de Azara; Correspondencia epistolar con Don Manuel de Roda. Madrid 1846. I, 26.

das dadurch bedingte Zurückbleiben seiner Bildung und seine lange geistige Unfruchtbarkeit. Sie sind es, welche das alte deutsche Reich und das katholische Kaiserthum vollständig untergraben und dessen Fall vorbereitet haben. Sie haben, als die alles vermögenden Gewissensräthe der Habsburger, des zweiten und des dritten Ferdinand und des ersten Leopold, auf ihrem Gewissen die Vernichtung der ständischen Freiheiten, die Durchführung des Absolutismus, die Unterdrückung und Austreibung der Protestanten, jene ganze Aussaat eines unauslöschlichen Hasses, welchen das Haus Habsburg in dem protestantischen Deutschland ausgestreut hat; unter ihrem Einfluß wurde jene geistige Quarantäne errichtet, durch welche die österreichischen Staaten von dem übrigen Deutschland vollständig getrennt, der deutschen Geistesbildung entfremdet und jene Scheidung und Ausschließung Oesterreichs vorbereitet wurde, welche sich in unsern Tagen vollzogen hat.

Böhmen ist lange der Obsorge und Pflege der Jesuiten übergeben gewesen, aber was haben sie aus diesem Lande gemacht? Sie haben die ganze ältere czechische Literatur vernichtet; sie haben es dahin gebracht, daß fast der ganze böhmische Adel durch Hinrichtung, Confiscation und Verbannung in seiner Existenz vernichtet, dreißigtausend Familien ausgetrieben wurden, die böhmische Verfassung gebrochen ward. Jetzt ist die Kadmos-Saat der Drachenzähne, welche der Orden Loyola's dort ausgesäet hat, aufgegangen, und wenn im Kampfe der beiden Nationalitäten dort kein Friede, keine Vermittlung zu finden ist, so tragen die Thaten des 17. Jahrhunderts und deren intellectuelle Urheber die Hauptschuld daran.

Wie der Orden in den deutschen geistlichen Staaten gewirkt hat, das mag man an den Zuständen des Kurstaates Köln ersehen, wie sie Perthes so anschaulich geschildert hat. Dort war fast zweihundert Jahre hindurch, da sie die Beichtväter der Kurfürsten waren, alles ihrer Leitung und ihrem Einfluß untergeben.

In England sind die Geschicke der Katholiken über ein Jahrhundert lang durch den Einfluß der Jesuiten in Rom und durch den Haß und Abscheu, den sie in der Heimath erregten, bestimmt worden; wir haben gesehen, welche Bergeslast des Unheils und der Bedrückung sie auf die Schultern ihrer unglücklichen Glaubensgenossen auf jener Insel gewälzt haben.

In Schweden wollten die Jesuiten, mittels einer dem Klerus aufgezwungenen Liturgie und mit Hülfe der von ihnen geleiteten Könige Johann und Sigismund, den Katholicismus wieder einführen. Sigismund verlor darüber den Thron und sie selber wurden für immer ausgetrieben. In Rußland unternahmen sie es, durch ihr Werkzeug, den falschen Dimitri, polnischen Einfluß zur Herrschaft zu bringen, Reich und Volk dem römischen Stuhl zu unterwerfen; aber ihr Proselyt und Schützling ward erschlagen und sie mußten aus Rußland entweichen. In Polen haben sie lange Zeit die Könige, den hohen Klerus, den Adel beherrscht und geleitet, und Polen ist zu Grunde gegangen. In Portugal hatten sie den König Sebastian völlig in der Hand; er hat in Afrika, in Folge eines von religiösem Enthusiasmus ihm eingegebenen thörichten Feldzugs, sein Leben und sein Heer verloren und dadurch Portugal in einen Abgrund von Unheil und Verfall gestürzt, aus dem

es sich nie wieder zur früheren Blüthe zu erheben vermochte. Die Jesuiten haben dann die spanische Herrschaft über Portugal gepflegt und gefördert, und auch diese ist bald gefallen. Und da sie nachher wieder mächtig wurden durch die ihrer Seelenleitung untergebenen Monarchen, so ist das Land durch quälerische Mißregierung in einen Verfall gerathen, der noch immer nachwirkt.

In Frankreich waren die Jesuiten die Gewissensräthe der Bourbons; ihre Beichtkinder, der XIV. und der XV. Ludwig, haben die Schicksale der Dynastie und die Revolutionen des Volkes vorbereitet und, man darf sagen, unabwendbar gemacht; denn der tiefe Verfall des Landes, die Verwahrlosung des größten Theiles der Nation und die vom Hofe aus verbreitete Sittenlosigkeit haben den ersten großen Umwälzungen in Frankreich jenen destructiven Charakter aufgedrückt, welcher bis heute die Nation zu genesen verhindert hat. Und hier muß auch von der französischen Kirche gesagt werden, daß die Jesuiten es waren, welche, durch ihren Einfluß auf das Gewissen der Herrscher und ihre Handhabung des königlichen Patronats, diese Kirche zerrüttet und entgeistet haben, so daß sie im 18. Jahrhundert dem Voltairianismus kraftlos gegenüber stand, und schon im Zerfall begriffen war, ehe die Revolution sie vollends stürzte.

Diesem Orden ist nun auch die Pflege, Hut und Fortbildung der vaticanischen Glaubensartikel mit ihren dogmatischen Consequenzen vorzugsweise anvertraut; er hat Vaterpflichten an denselben zu erfüllen, denn er ist es, der diese Decrete erdacht, entworfen, ausgefeilt hat, wenn auch unter der Beihülfe einiger Bischöfe.

Und nun wende ich mich zu den Freunden unserer Sache, zu denen, welche schon vor mir für sie Zeugniß abgelegt haben, und zu denen, auf deren Mitwirkung oder deren Entgegenkommen wir in Zukunft hoffen dürfen.

Aus jüngster Zeit liegen drei Schriften vor, welche sich mit der Frage der Kirchenvereinigung befassen; sie haben alle drei meine Hoffnung genährt, meinen Muth gestärkt, denn sie geben Zeugniß, daß in Deutschland wie in England die Zahl der Unionsfreunde jetzt schon nicht gering und noch im Wachsen begriffen ist. Der Verfasser der einen dieser Schriften: „Pax vobis; die kirchliche Wiedervereinigung von Katholiken und Protestanten, historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg 1863“, ist ein angesehener Geistlicher in Franken. Er schildert in grellen Farben die großen, kaum zu überwindenden Schwierigkeiten, welche bei jedem Schritte auf der Bahn der Union sich darstellen. Die gegenwärtige Zeit scheint ihm weder fähig noch berufen, ein solches Segenswerk zu vollbringen, aber die Vorarbeit zum Werke soll sie unternehmen, soll, was irgendwie als Hinderniß der Einigung sich erweist, nach Kräften beseitigen. Er verhehlt nicht, daß der Kampf um die Existenz, welchen beide Kirchen gegen die riesenhaft emporstrebenden Mächte des Unglaubens und der Zerstörung werden führen müssen, nur mit vereinigten Kräften von ihnen werde bestanden werden können.

Die zweite Schrift, von dem Berliner Prediger Friedrich Wilhelm Schulze verfaßt: „Ueber romanisirende Tendenzen. Ein Wort zum Frieden. Berlin 1870“, geht in der Billigung und Anerkennung katholischer Lehren so weit, daß man beinahe sagen möchte: wenn dieß der Ausdruck einer

überwiegenden Mehrheit in der deutschen protestantischen Kirche wäre, dann wäre das schwere Werk der Einigung bereits zu vier Fünftheilen gethan. Vereinzelt steht diese Schrift jedenfalls nicht, das ergibt sich schon daraus, daß die angesehene und verbreitete Berliner „Evangelische Kirchenzeitung“ ihren Inhalt mitgetheilt und gebilligt hat.

Die dritte Schrift, das früher schon erwähnte „Eirenicon“ von Pusey, dessen Ansichten im wesentlichen von Tausenden geistlicher und weltlicher Glieder der anglikanischen Kirche getheilt werden, geht noch weiter als die Schulze'sche Schrift; meint doch der berühmte Oxforder Theolog, die ganze tridentinische Lehrbestimmung sei annehmbar, wenn nur einige Decrete im Sinne der gemäßigten Theologen authentisch erklärt würden. Nur die Ausdehnung des päpstlichen Primats zur schrankenlosen Herrschaft, die Maßlosigkeiten im Mariencult, in der Heiligenverehrung und im Bilderdienst, sind in Pusey's Augen die großen Steine des Anstoßes, die erst weggeräumt werden müßten.

Wir vernehmen jetzt häufig Klagen über eine allgemeine Anfeindung der Kirche: es bestehe, heißt es, in weiten Kreisen der Bevölkerung eine Abneigung und Mißstimmung gegen die Kirche, die sich in der Presse und in der Gesellschaft auf mannigfache und kränkende Weise kundgebe. Daß solche Klagen auf katholischer Seite erhoben werden, ist sehr begreiflich; denn die in dieser Kirche jetzt zur Herrschaft gelangte Partei ist kriegerisch, aggressiv; sie kündigt offen an, daß sie nach zwei großen Zielen strebt: sie will erstens herrschen, unterjochen, nicht nur im religiösen sondern auch im sittlichen Gebiet, also auch im staatlichen und bürgerlichen Leben; und sie will, zweitens, die bestehende

gesellschaftliche Ordnung, die moderne Gesetzgebung mit ihrer Freiheit der Presse, der Religion, der Lehre u. s. f. untergraben und im geeigneten Momente stürzen; sie bekennt sich zu den Grundsätzen des Syllabus, zu den Anschauungen der Päpste, kann sich also mit diesen Dingen nicht versöhnen. Anders aber verhält es sich mit der protestantischen Kirche. Ihrem Klerus kann doch, von einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen, weder Herrschsucht noch Anfeindung der jetzigen Gesellschaftsordnung zur Last gelegt werden. — Wie ist nun jene Erscheinung zu erklären? und wie ist die ihr zur Seite gehende zu deuten, die ich mit den Worten eines vorzüglichen protestantischen Theologen, Brückner, (in einem zu Leipzig im Jahre 1865 gehaltenen Vortrag) ausdrücke: „Unsere Kirche lenkt, trotz aller Unterschiede, die da bleiben, in vielen Beziehungen zur vorconstantinischen Zeit zurück. Wieder sind die wahrhaft Gläubigen ein kleines Häuflein; wieder hat das Christenthum die öffentliche Meinung im Großen und Ganzen nicht für sich, sondern wider sich" u. s. f. Und so erwartet denn dieser Mann Druck und Leiden für seine Kirche.*)

Hier ist offenbar nicht bloß der nackte Unglaube, die Feindschaft gegen positive Religion überhaupt, die Ursache des Phänomens; das Uebel liegt tiefer. Der Generalsuperintendent und Hofprediger zu Berlin, W. Hoffmann, welcher

*) Die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart. Vorträge von Luthardt, Kahnis und Brückner. Leipzig 1865. — Dabei fällt mir das starke Wort ein, das auf einem Kirchentage gesprochen wurde: „Wir haben keine Gemeinden hinter uns, 99/100 unserer Gemeinden haben sich mit dem Feinde verbunden." Meßner's Neue evangelische Kirchenzeitung 1866, S. 6.

kürzlich (1870) über die „Ursachen der Mißstimmung wider die Kirche in Deutschland“ geschrieben hat,*) gibt deren viele an, vorzüglich die Unsicherheit und den Zwiespalt in der von den Kanzeln vorgetragenen Lehre. Man gewinnt dabei zuletzt den Eindruck, das Uebel liege wohl am meisten in dem Mangel an Vertrauen und Ansehen; da die Weltlichen in dem Prediger nur einen Mann sehen, der nach dem Maße seiner Kenntnisse und aus seiner subjectiven Ansicht heraus lehre. Das Volk hat nicht das Gefühl, daß der zu ihnen Sprechende getragen sei von dem breiten, durch achtzehn Jahrhunderte fließenden Strome der christlichen Ueberlieferung, daß seine Predigt nur der Wiederhall sei von der Stimme der ganzen bis zu Christus hinaufreichenden Kirche, daß es aus seinem Munde nur das vernehme, was allezeit und überall im Namen des Herrn verkündet worden ist.

Wenn nun die deutsche protestantische Kirche sich durch Einigung mit anderen Kirchen erweiterte, wenn sie durch diese Einigung mit den alten Kirchen wieder in die für sie bisher unterbrochene Continuität des kirchlichen Lebens und Lehrens einträte, würde sie nicht an Kraft und Ansehen gewinnen? Würde nicht ihr Zeugniß gewichtiger, ihre Anziehungskraft auf das Volk stärker werden?

Sehen wir näher zu, so dürfen wir Neigung und Bereitwilligkeit zur Vereinigung bei allen jenen voraussetzen, welche anerkennen, daß der kirchliche Körper, welchem sie angehören, nicht die Kirche schlechthin, nicht die eine und einzige, in sich völlig abgeschlossene Kirche ist, sondern nur eine Theilkirche, welche von sich allein keineswegs rühmen

*) In der periodischen Schrift: „Deutschland“, Jahrg. 1, 224 ff.

kann, daß sie jene eine, heilige, katholische und apostolische Kirche sei, die das alte Symbolum bekennt. Das geben aber jetzt auch jene Theologen zu, welche am entschiedensten die lutherische Lehre festhalten wollen.*) Sie und jetzt wohl die meisten protestantischen Theologen sagen: es gibt überhaupt keine Kirchengemeinschaft, von welcher gesagt werden könnte, daß alles außer ihr Abfall und Ketzerei, daß ausschließlich bei ihr die Fülle der Gnadengaben und das geistliche Leben sei.**)

Daraus ergibt sich für diese Männer der Schluß, daß die eine katholische Kirche jetzt in Bruchstücken bestehe, daß jede der großen Kirchen, natürlich in ungleichem Maße, wie ihre Vorzüge, so auch ihre Mängel habe. Es ergibt sich dann aber auch weiter, daß die Katholicität jetzt nicht schlechthin von einer einzigen Kirche, mit Ausschluß der andern, in Anspruch genommen werden darf. Das thun auch die griechische und die russische Kirche nicht. Ein um seine Kirche wohlverdienter russischer Schriftsteller, Murawieff, bemerkt, daß die Concilien, welche im Orient von griechischen und russischen Bischöfen gehalten worden, sich des Namens oder Titels: „ökumenische", „allgemeine", enthalten hätten, weil die griechische Kirche ohne die römische sich nicht als die universale Kirche ansehen könne.***)

Hier nun liegt es mir nahe, auf eine Lehrbestimmung der katholischen Theologie hinzuweisen, welche sich selbst bei

---

*) So Harnack, Die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment. Nürnberg 1862, S. 87 ff.

**) Vgl. Stahl, Die lutherische Kirche und die Union, S. 450.

***) Question religieuse d'Orient et Occident. Moscou 1856, p. 223.

den ganz papistisch gesinnten Theologen findet, und die, wie ich glaube, für das Unionswerk sehr ersprießliche Dienste leisten könnte. Es wird nämlich in der katholischen Kirche folgendermaßen gelehrt: „Die Taufe ist es, welche jeden zum Glied der wahren, katholischen Kirche macht; da die Taufe nie verloren gehen kann, daher auch nie wiederholt werden darf, so bleibt jeder einmal Getaufte ein für allemal Mitglied der einen Kirche, selbst dann noch, wenn er zu einer andern Secte oder Kirche übertritt, nur daß er dann die Rechte eines Kirchenglieds verliert."

In dem kirchlich approbirten Lehrbuch der Religion für die bayerischen Gymnasien heißt es: „Was diejenigen betrifft, welche durch das Sacrament der Taufe zur Gemeinschaft mit Christus gelangt sind, so sieht die Kirche in ihnen, wenn sie bloß in schuldloser Unwissenheit und unfreiwilligem Irrthum von ihrer sichtbaren Gemeinschaft fern bleiben, ihre Angehörigen und schuldlos irrenden Kinder." Hier muß ich noch hinzufügen, daß der Begriff von „schuldlos Irrenden" ein sehr weiter ist, denn er umfaßt alle, welchen nicht pertinacia — Hartnäckigkeit — zur Last fällt, das heißt bewußte Verschließung gegen die als Wahrheit erkannte Lehre; demnach sind jedenfalls die allermeisten Glieder der protestantischen Kirchen Angehörige der einen katholischen Kirche. So erweitert sich der Begriff der Katholicität, so verschwindet das Anstößige und Gehässige, was der Ausspruch „Außer der Kirche kein Heil" sonst mit sich führt.

Allerdings hat Papst Pius VIII. in seinem Breve an die rheinischen Bischöfe vom 25. März 1830 den Satz wieder in der schroffsten Weise und ohne Beifügung irgend

einer mildernden oder berichtigenden Erklärung und gerade mit directer Anwendung auf die Protestanten zu lehren befohlen.*) Allein der neunte Pius hat sich durch diesen Ausspruch seines Vorgängers nicht gebunden erachtet, und in einer Allocution am 9. Dezember 1854 erklärt: „Nicht nur, erstens, Unkenntniß entschuldigt vor Gott, sondern zweitens, Niemand darf sich herausnehmen, die Grenzen dieser Unkenntniß, je nach der Verschiedenheit der Völker, Länder und Geister und je nach dem Einflusse vieler anderen Umstände, bestimmen zu wollen." Also, lehrt der Papst oder müßte doch folgerichtig lehren und einschärfen: richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet, verdammet keinen eurer Meinung nach Irrenden, denn ihr könnt nicht wissen, ob sein Irrthum schuldlos ist oder nicht!

Daß die Praxis in der römisch-katholischen Kirche und das Verfahren vieler ihrer Priester mit dieser Theorie im grellsten Widerspruch steht, ist allerdings richtig. Wollten Päpste und Bischöfe consequent sein, so müßten sie auch anerkennen, daß die argen Mißbräuche in der Kirche, die Masse von begünstigtem und gepflegtem Aberglauben, der Anblick so vieler durch den Klerus gegebener Aergernisse, daß alles dies eine Verdunklung der Kirche, eine Minderung ihrer Klarheit und Anziehungskraft sei, und demnach auch das Urtheil derer vor Gott entschuldbar werde, welche die Einladung zum Eintritt in diese Kirche ablehnen.

Uns aber dient die Lehre von der theils sichtbaren, theils unsichtbaren Kirche vortrefflich: denn erstens hebt sie den alten Streit auf, der über Sichtbarkeit oder Unsicht-

---

*) Denzinger, Enchiridion symbolorum et defin. 1854, p. 423.

barkeit der Kirche zwischen katholischen und protestantischen Theologen geführt worden ist. Zweitens können wir vermöge dieser Lehre allen Angehörigen anderer Kirchen sagen: „Seht, als Getaufte sind wir alle, hüben und drüben, Brüder und Schwestern in Christus, wir alle sind im Grunde schon Glieder der allgemeinen Kirche. Laßt uns in diesem großen Garten Gottes über die confessionellen Zäune hinweg einander die Hände reichen, und reißen wir diese Zäune nieder, um vollends uns umarmen zu können. Diese Zäune sind die Lehrunterschiede, bezüglich welcher entweder wir irren oder ihr; solltet ihr die Irrenden sein, so machen wir euch daraus keinen sittlichen Vorwurf, denn in Folge eurer Erziehung und Umgebung, eurer Kenntnisse und eures Bildungsstandes kann und wird wohl das Festhalten an diesen Lehren entschuldbar, selbst gerechtfertiget sein. Laßt uns also gemeinsam prüfen, vergleichen, suchen und forschen; wir werden am Ende die köstliche Perle des religiösen Friedens und der kirchlichen Eintracht finden, und dann mit vereinigten Händen und Kräften den jetzt noch mit Unkraut überwachsenen Garten des Herrn, die Kirche, reinigen und bebauen."

Und nun werfen wir einen Blick auf einige der am meisten in die Augen fallenden Unterscheidungslehren selbst, um an ihnen zu beurtheilen, ob die Schwierigkeiten überwindbar oder nicht, und wie etwa bei einer Verhandlung über die Wiedervereinigung zu verfahren wäre.

Die Lehre von der Bekehrung und Rechtfertigung des Menschen wird auch jetzt noch vielfach als der wichtigste Differenzpunkt betrachtet; sie sei, sagt man, der Mittel-

punkt der deutschen Reformation, ihr edelstes Kleinod, ihre eigentliche Substanz, der „Artikel der stehenden und fallenden Kirche". Man pflegt oft anzuführen, wie der Kurfürst von Brandenburg seinen zu einer Besprechung mit den Gegnern reisenden Theologen vor allem an's Herz gelegt habe, daß sie ihm nur das Wörtlein „Sola" (sola fide) zurückbringen sollten.

In der That bildete diese Lehre — von der Rechtfertigung durch den Glauben allein — den vornehmsten Gegenstand der öffentlichen Discussionen auf Reichstagen und officiellen Religionsgesprächen, wie zu Regensburg 1541 und 1546.

Und doch muß ich bekennen, selbst auf die Gefahr hin vielfachem Widerspruch zu begegnen, daß ich hier gerade die Versöhnung, den kirchlichen Frieden am ersten erreichbar halte. Einmal stehen hier auf der einen Seite die ganze katholische Kirche des Abendlandes, die ganze griechische und die russische Kirche, der größere Theil der anglikanischen Kirche; sie alle halten es mit der alten Lehre. Kein Zweifel, daß die protestantische Lehre, wie sie am schärfsten in der Concordienformel und im Heidelberger Katechismus ausgesprochen wird, mit der Lehre der übrigen Kirchen schlechterdings unvereinbar ist. Der Widerspruch springt hier so grell in die Augen, daß man alle Hoffnung auf Vereinigung aufgeben müßte, wenn auf protestantischer Seite bei dieser Lehre beharrt werden müßte. Aber so steht es glücklicherweise nicht; vielmehr weicht die weitaus überwiegende Mehrheit der deutschen protestantischen Theologen und besonders derjenigen, welche sich biblische Exegese

zur speciellen Aufgabe gemacht haben, nur etwa in der Ausdrucksweise, nicht im Wesen ab von der alten Kirchenlehre.

Die Ehelosigkeit der Geistlichen dürfte schon darum kein Grund der Trennung sein, weil auch die römische Kirche sie nicht als ein göttliches Gesetz ansieht, sondern nur als eine kirchliche Ordnung, und daher mit dem verheiratheten Klerus der östlichen Kirchen unbedenklich Gemeinschaft pflegt. Und dann dürfte man doch auch, gewisser Paulinischer Mahnungen eingedenk, auf evangelischer Seite zugeben, daß es der Kirche wohl anstehe, wenigstens eine Classe von Dienern zu haben, welche freiwillig dem Familienleben entsagen, um sich ungetheilt dem Wohl der Gemeinde zu widmen und um der großen, heutzutage durch Armuth oder Lebensberuf zur Ehelosigkeit gezwungenen Laien-Masse mit dem Beispiel einer fast für unmöglich ausgegebenen Enthaltung vorzuleuchten.

Aehnlich verhält es sich mit der Frage von den beiden Gestalten des Abendmahls. Die Entziehung des Kelches hat in der abendländischen Christenheit unsägliches Unheil angerichtet, Trennungen und Kriege erzeugt, und ich habe noch keinen erheblichen Vortheil, der sich daran geknüpft hätte, entdecken können. Die ganze morgenländische und die russische Kirche, die orthodoxe wie die unirte, spenden die Communion unter beiden Gestalten; jedenfalls dürfte also den Kirchen, welche sich vereinigen wollen, um des Kelches willen die Gemeinschaft nicht versagt werden.

In der Lehre vom Zustande nach dem Tode zeigt sich deutlich, wie beide Kirchen durch Ausgleich und Verständigung gewinnen könnten. Protestantische Theologen beklagen es, daß die gewöhnliche Vorstellung, als ob es

nach dem Tode nur Himmel und Hölle, nur sofortige Seligkeit oder Verdammniß gebe, und der dadurch verursachte Wegfall des Gebetes für die Verstorbenen „das Volk bis an den Rand des Zweifels am ewigen Leben überhaupt geführt habe".*) Sie erkennen, daß ein Mittel- und Läuterungs-Zustand nach dem Tode anzunehmen und daß das Gebet für die Verstorbenen auch um der Lebenden willen zu empfehlen, ja förmlich wieder einzuführen sei.**) Andererseits hat die lateinische Kirche bei der Vereinigung mit den Orientalen die scholastische Vorstellung eines materiellen Feuers, als des Strafmittels im Purgatorium, fallen gelassen; die Substanz der Sache wird keinen Anstoß mehr erregen, wenn nur einmal die allerdings argen Mißbräuche und Mißverständnisse, welche in der kirchlichen Praxis und in den Vorstellungen des Volkes wie eine unreine Kruste um den Kern der Lehre sich angesetzt haben, abgethan sein werden.

Was die Beichte betrifft, genügt es, hier daran zu erinnern, daß das Bedürfniß nach einer Anstalt, welche dem Geistlichen die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf das Gewissen des einzelnen Christen gewährt, in jeder Kirche lebhaft empfunden wird; in der anglikanischen Kirche wird seit einigen Jahren vielfach im eigentlichen Sinne, mit speciellem Sündenbekenntniß, gebeichtet; in der deutsch-protestantischen Kirche ist, so viel ich aus der kirchlichen Literatur ersehe, der Wunsch, daß an die Stelle der allzu bedeutungslos und mechanisch gewordenen all-

*) Neumann, in der Zeitschrift für lutherische Theologie, 1852, S. 282.

**) So Karsten und F. W. Schulze.

gemeinen Beichte eine andere, der altkirchlichen näher kommende Form treten möge, weit verbreitet.

Auch das eucharistische Opfer und die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit, dasselbe wieder, wie in den alten Kirchen, zum Mittelpunkte des Gottesdienstes zu machen, hat in unsern Tagen unter den deutschen Theologen eifrige Vertheidiger gefunden. Andererseits werden, was die Feier des Gottesdienstes betrifft, die Katholischen nicht anstehen, zu bekennen, daß der Gebrauch der lebenden und allgemein verständlichen Volkssprachen ein Vorzug sei im Vergleich mit dem todten Latein, dessen Anwendung nur den Volkswahn nährt, als ob in unverständlichen Formeln eine geheime Weihe und eine zauberhafte Kraft liege.

Zu den Punkten, in welchen die Kirchen wie von selbst einander näher gekommen sind als früher, gehören die klösterlichen Institute. Auf protestantischer Seite wird jetzt zugegeben, daß „nur durch solche Körperschaften die in der sittlichen Gemeinschaft immer unübersehbarer hervortretenden Bedürfnisse sich befriedigen lassen"*), und in Wirklichkeit entsprechen ja auch bereits die protestantischen Diakonissen den barmherzigen Schwestern der katholischen Kirche. Unverkennbar liegt auch darin schon die Wegräumung eines früheren Anstoßes und eine Annäherung, daß in der katholischen Kirche jene, hauptsächlich weiblichen Orden und Klöster, welche praktisch unthätig, bloß auf Andacht und stete religiöse Contemplation berechnet waren, jetzt verschwunden oder im Verschwinden begriffen sind, wogegen die dem physischen und geistigen Wohl des Neben-

*) Rothe's Ethik, III, 424.

menschen, der Krankenpflege und der Erziehung gewidmeten Genossenschaften eine in diesem Umfang früher nicht gekannte Kraft und Wirksamkeit entfalten.

Auf zahllose Gegner müssen wir uns allerdings gefaßt machen. Unsern irenischen Bestrebungen werden insbesondere drei Classen von Feinden entgegentreten, von welchen die erste außerhalb Deutschlands, in England und Amerika, die zweite in Deutschland, die dritte allenthalben zahlreich und mächtig ist: — nämlich, erstens, alle, welche die biblischen Weissagungen von dem großen Feinde Christi und von dem an ihn geknüpften Abfall in dem Papstthum verwirklicht sehen, und also folgerichtig keine Reformation der päpstlichen Kirche mehr für möglich halten, sondern nur Strafgericht über sie und ihren Untergang erwarten. — Zweitens, jene Theologen, denen auch schon die allen christlichen Kirchen gemeinsamen Lehren des Alterthums ein Aergerniß und eine Last sind, deren sie sich zu entledigen trachten. — Die dritte uns feindliche Heerschaar, und ihre Zahl ist in der That Legion, bilden die, welche unter päpstlichem und jesuitischem Banner zu Felde liegen. Daß man von dieser Seite alles aufbieten würde, schon jede Annäherung zu verhindern, jeden Friedensgedanken in der Geburt zu ersticken, das ist gewiß. Das vaticanische Concil ist ja eigens auch in der Absicht veranstaltet worden, um alle Pläne von Kirchenvereinigung für immer unmöglich zu machen. Man sieht auf jener Seite einzelne Bekehrungen sehr gerne; denn das sind Tropfen, welche sich alsbald in dem Ocean der römischen Uniformität auflösen und mit ihrer Individualität verschwinden. Aber nur keine Unterhandlung im größeren Maßstabe für viele und

auf der Grundlage der gleichen Berechtigung! Als vor mehreren Jahren in England eine Gesellschaft von Anglikanern und Katholiken sich bildete zu gemeinschaftlicher Förderung einer Einigung der christlichen Kirchen, ward dieselbe sofort, auf Betrieb des Erzbischofs Manning, von dem Papste verdammt.

Im Anfang wird also, wenn wir es zu einer irenischen Bewegung bringen, die Zahl der Gegner größer sein als die der Freunde und Helfer. Dagegen werden wir, wo nicht auf die thätige Hülfe, doch auf die Sympathie jener zählen dürfen, welchen die Größe und Einheit Deutschlands am Herzen liegt, und welche daher auch der Ansicht sind, daß mit der politischen Einigung Deutschlands erst das halbe Werk gethan sei, und daß die kirchliche Einigung aller Stämme als Ergänzung, als Vollendung und Krönung des Baues zu erstreben sei.

In Deutschland ist die Mischung der beiden Religionen im stetigen Fortschreiten begriffen; die künstlichen Anstalten zur Aufrechthaltung der Absonderung von Katholiken und Protestanten werden immer mehr als störende und durch die Bewegung und die Bedürfnisse der Gegenwart überholte Hemmnisse erkannt und allmälig beseitigt. Es hatte nach dem Kölner Streite von 1839 eine Zeitlang den Anschein, als ob die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten seltener werden würden; aber in den letzten Jahren haben sie sich vermehrt und werden wohl auch fernerhin sich mehren. In diesen zahlreicher werdenden Mischehen und religiös gemischten Familien liegt aber schon eine Vorbereitung zur Verschmelzung der Kirchen und eine Mahnung, den Muth nicht sinken zu lassen. Unaufhaltsam schreitet

die Mischung und wechselseitige Durchdringung der Bevölkerung beider Bekenntnisse vorwärts; es gibt nirgends mehr Städte, in denen nicht Katholiken und Protestanten zusammenwohnten, und in den Dörfern wird es allmälig ebendahin kommen. Nun ist aber jene Duldung und gegenseitige Anerkennung, welche schon durch die Formen des feineren geselligen Verkehrs bedingt ist, doch nur Sache der höheren, gebildeten Stände; in den unteren Volksklassen und beim Landvolke muß die confessionelle Mischung entweder zu einem rohen, ungläubigen Indifferentismus führen, oder sie muß das Verlangen, das Bedürfniß erzeugen, daß den endlosen confessionellen Störungen, Reibungen und Bitterkeiten, die nicht ausbleiben werden, durch eine Kirchenvereinigung ein Ende gemacht werde.

Ich habe im Auslande ziemlich allgemein die Ansicht gefunden, daß es gerade der Deutschen Beruf sei, sich in dieser Weltfrage voranzustellen, und der Bewegung Gestalt, Maß und Richtung zu geben. Wir Deutschen sind das Herz von Europa, reicher an Theologen als alle anderen Länder, und die für diese Aufgabe unentbehrliche Sprachenkenntniß findet sich unter uns in höherem Grade als anderwärts. Was kann nun, was soll geschehen? — Eine Unterhandlung von Kirche zu Kirche, etwa durch beiderseitige Bevollmächtigte, verspricht nicht den geringsten Erfolg; der bloße Vorschlag oder Versuch wäre jetzt, nach dem 18. Juli 1870, eine Thorheit. Männer, welche ungebunden durch Instructionen, bloß dem inneren Triebe und der eigenen Erleuchtung folgend, zuerst in Deutschland zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit sich verbänden, beiden Ständen, dem weltlichen wie dem geistlichen angehörend, das möchten die

rechten Werkzeuge werden; sie würden mit der magnetischen Kraft ihres reinen, gottgefälligen Strebens bald andere in steigender Progression zu sich heranziehen, und sofort auch mit gleichgesinnten Ausländern in Einvernehmen treten. Die Grundlage wäre: „die heilige Schrift mit den ökumenischen drei Symbolen, ausgelegt nach der Lehre der noch ungetrennten Kirche der ersten Jahrhunderte.“ So würde sich eine Internationale der edelsten, wohlthätigsten Art bilden und was als Schneeball begonnen, könnte wohl zur mächtig fortrollenden Lawine werden. Weder kalter Hohn noch grimmige Anfeindung würden dem Werke erspart bleiben, aber sie würden es wohl nicht zu zerstören vermögen.

Ein preußischer Staatsbeamter, welcher lange in den kirchlichen Angelegenheiten beider Confessionen gearbeitet, hat am Ende seiner amtlichen Laufbahn, im Jahre 1857, geschrieben: „Es wird, dessen bin ich gewiß, die Zeit kommen, wo man in dem Kölner Dom ein gemeinschaftliches Tedeum singen wird, ehe noch die demselben eingefügten neuen Steine verfaulen.“*)

In diesem Glauben, dieser Hoffnung will auch ich leben und sterben, und keine bessere, lohnendere Frucht meiner Vorträge könnte ich mir wünschen, als die, daß meine Zuhörer und Zuhörerinnen die gleiche Hoffnung in ihr Leben aufnehmen, in ihr Verhältniß zu Andersgläubigen übertragen, und da, wo es gilt Zeugniß zu geben, nicht kalt und stumm bleiben möchten. Wir Deutschen haben

---

*) Eilers, Meine Wanderung durch's Leben. Leipzig 1857, II, 265.

ernste und freudig erhebende Tage durchlebt — Tage des Sieges und der endlich erreichten nationalen Eintracht, und ich vertraue, daß unser Volk stark und sittlich genug bleiben werde, um sich auf der Höhe der Stellung zu behaupten, welche die göttliche Vorsehung ihm angewiesen hat. Aber diese Tage des Triumphes über unsere Feinde haben um hohen Preis, mit schweren Opfern erkauft werden müssen, um den Preis von Blutströmen und kostbarem Menschenleben. Hier, auf dem Gebiete der Religion und im Ringen nach dem religiösen Frieden, winkt dem deutschen Volke noch eine schönere Krone, ein unblutiger Sieg — schwerer freilich zu erringen als jener über Frankreich, denn er müßte vor allem über uns selbst, unsere Trägheit, unsern Hochmuth und Eigennutz und unsere bequemen und schmeichelnden Vorurtheile erfochten werden. Wenn wir aber in diesen Streit ziehen wollen, dann thun wir es unter der Führung eines Feldherrn, dessen Namen auch dem Zaghaftesten Muth einzuflößen vermag. Es ist der, von welchem alle gute Gabe kommt, der, dessen Wort noch nicht erfüllt ist und doch noch erfüllt werden muß, — das Wort: „es wird ein Hirte und eine Heerde werden."

ernste und freudig erhebende Tage durchlebt — Tage des Sieges und der endlich erreichten nationalen Eintracht, und ich vertraue, daß unser Volk stark und sittlich genug bleiben werde, um sich auf der Höhe der Stellung zu behaupten, welche die göttliche Vorsehung ihm angewiesen hat. Aber diese Tage des Triumphes über unsere Feinde haben um hohen Preis, mit schweren Opfern erkauft werden müssen, um den Preis von Blutströmen und kostbarem Menschenleben. Hier, auf dem Gebiete der Religion und im Ringen nach dem religiösen Frieden, winkt dem deutschen Volke noch eine schönere Krone, ein unblutiger Sieg — schwerer freilich zu erringen als jener über Frankreich, denn er müßte vor allem über uns selbst, unsere Trägheit, unsern Hochmuth und Eigennutz und unsere bequemen und schmeichelnden Vorurtheile erfochten werden. Wenn wir aber in diesen Streit ziehen wollen, dann thun wir es unter der Führung eines Feldherrn, dessen Namen auch dem Zaghaftesten Muth einzuflößen vermag. Es ist der, von welchem alle gute Gabe kommt, der, dessen Wort noch nicht erfüllt ist und doch noch erfüllt werden muß, — das Wort: „es wird ein Hirte und eine Heerde werden.“